

Wie
die

Ballst

auf's
Auge





*Bestelladresse:
Manfred Hueber, Jägerstraße 41,
13595 Berlin-Spandau
www.Pippie-Kasperle-und-Co.de*

*Im Jahr 2013
Alle Rechte beim Autor.*

*Preis: € 9,-
zuzüglich Versandkosten*

*Satz und Repros: Conbrio – MedienDesign, 14037 Berlin
Druck: Druckerei Heenemann, 12103 Berlin
1. Auflage: 2.000*

Gedruckt auf Recyclingpapier

INHALT

Das Vorwort zur Vorgeschichte
Die Vorgeschichte

DER UHRFAUST

EINE BESONDERS SCHARFE WEIHNACHT

Vorwort
Der Herzschlag des Dschungels
Zurück zur Natur

EINE FURCHTBAR HEIÙE WEIHNACHT

Ein Vorwort
Über das Lesen
Die Vorgeschichte

Eine Satire

DIE GESCHICHTE ÜBER DEN VERLORENEN SOHN

In die weite Welt hinaus

DICHTER NEBEL

Ein ernstes Nachspiel
Immer der Nase nach

GRIMMIGES ZU HAUFF

Der Rache erster Teil
Der Rache zweiter Teil

Das Vorwort zur Vorgeschichte

Wie die sprichwörtliche Faust aufs Auge, so paßt dieses Märchen in die Weihnachtszeit, ist also ein Weihnachtsmärchen, allerdings eines, das auch zu jeder anderen Zeit gelesen werden kann, was nicht zuletzt daran liegt, daß sowohl der Weihnachtsmann als auch der Faust darin mitspielen. Was? Ihr wißt nicht, wer Faust ist und an den Weihnachtsmann glaubt Ihr sowieso nicht mehr? Na so etwas! Ihr habt wirklich keine Ahnung? Wenn das wahr ist, dann wird mir aber einiges klar, dann mußte es ja dazu kommen, daß die folgende Geschichte aufgeschrieben wurde. Und die Tatsache, daß gerade der Weihnachtsmann derjenige ist welcher ..., das macht die Angelegenheit besonders pikant.

Ich rede in Rätseln, verliere den Überblick? Also gut, dann geht es jetzt der Reihe nach, und was den Überblick betrifft – der Weihnachtsmann hatte ihn.

Dem fiel nämlich bei der Durchsicht aller Wunschzettel der Menschen auf, daß von Jahr zu Jahr weniger Bücher gewünscht werden. Schon das allein fand er schlimm genug. Noch schlimmer fand er es, daß den wenigen, die noch lesen wollten, kaum noch Zeit dafür blieb, so beschäftigt waren sie das ganze liebe lange Jahr über mit diesem und jenem anderen.

Was der Weihnachtsmann aber am allerschlimmsten fand, war der Umstand, daß sein Liebling, der Faust, nicht mehr gewünscht und was noch viel, viel schwerwiegender war, nicht mehr verstanden wurde.

Das interessiert Euch nicht? Das ist Euch egal? „Was geht es uns an?“, fragt Ihr? Nun, es geht Euch eine ganze Menge an, ob Ihr es nun wollt oder nicht! Der mit dem bekannten Dichterwerk gleichnamige Faust ist nämlich ein Held, einer, der keine Angst hat vor Tod noch Teufel und letzterem

immer wieder ein Schnippchen schlägt. Das alleine aber ist es noch nicht, was Euch etwas angeht, nein, das alleine ist es nicht.

Was aber sagt Ihr dazu, wenn so ein Faust, solch ein Held in jedem Einzelnen von Euch selber steckt, ganz gleich ob im Herzen oder im Kopf, egal ob er schläft oder erwacht ist, ob er wächst oder tief in Eurem Innern verborgen ruht?

Glaubt es oder glaubt es nicht, aber so ist es! Und weil es so ist, ist es auch so, daß, wer den Faust nicht mehr versteht, der versteht sich selbst nicht mehr – und wer ihn nicht kennenlernen will, der will sich selbst nicht kennenlernen. Das jedenfalls kommt letztlich dabei heraus. Was noch dabei herauskommt bzw. kam, war jemand – Gut und Böse, Tod und Teufel zum Trotze –, der von Tag zu Tag in gleichem Maße mehr faustische Eigenschaften annahm, sie in sich wachsen spürte, wie es mehr Menschen gab, die den Helden in sich vergaßen. Nichts aber ist für das Böse dieser Welt, für den Teufel wie für seine Gehilfen gefährlicher als jemand, der sozusagen wirklich zu Faust wird, der alles Heldenhafte in sich vereint.

Die Vorgeschichte

Schließlich war es soweit, ein neuer Faust ist geboren. Dieser Neue aber schien so ganz anders zu sein als alle anderen Helden vor ihm, und was das Wichtigste war – er hatte nichts mehr zu verlieren. Das aber nun war das Schlimmste, was geschehen konnte für den Teufel – ein Mensch, innerlich von alledem frei, was für Menschen gewöhnlich Bedeutung hatte. Über so einen hatte er keine Macht, so einer ließ sich nicht verführen, nicht blenden oder leiten. So einer will vielleicht selber verführen und blenden, leiten und Macht ausüben und wenn es ganz schlimm käme, womöglich noch zum Guten. Nein, das konnte er auf gar keinen Fall zulassen und der Teufel wäre nicht der Teufel, würde er auch nur die geringste Zeit damit vergeu-

den, darüber zu klagen oder nach den Ursachen dieser für ihn so ungünstigen Entwicklung zu forschen.

Schnellstmöglich mußte sich an diesem Zustand etwas ändern, sonst könnte es schlimm für ihn ausgehen.

Nur, wie läßt sich dieser neue Faust packen, wann und wo? Und vor allem von wem? Zum jetzigen Zeitpunkt persönlich an ihn heranzutreten, hielt der Teufel für sinnlos, handelte es sich doch zufällig gerade um die Weihnachtszeit. Das Fest der Liebe, Besinnlichkeit, Gutes tun und ähnliche Gefühlsduseleien waren dem Teufel ohnehin ein Graus. „Aber wer weiß, vielleicht ließe sich gerade solcherlei benutzen, den Faust zu packen. Also, was hilft es“, dachte er, überwand seine Abscheu und suchte – natürlich in der passenden Verkleidung – den Weihnachtsmann auf.

Er wußte, der Weihnachtsmann ist ein gutmütiger, argloser alter Kerl, weshalb er, um keinen Verdacht zu erregen, eine ebensolche Gestalt annahm. So sah man also bald zwei alte Männer im Gespräch vertieft bei Kerzenschein angeregt miteinander plaudern.

„Hat dein Besuch vielleicht noch einen anderen Grund, als mit mir über Gott und die Welt zu philosophieren?“, fragte der Weihnachtsmann nach einer Weile seinen Gast. Als er aber merkte wie sein Gegenüber sich zierte und wand, sagte er: „Nun aber heraus damit, wenn du eine Bitte hast, so sprich. Ich will sehen, was sich machen läßt.“ „Nun, es ist so, in der Tat. Ich kenne da jemanden, dessen Schicksal mir nicht gleichgültig ist. Der Arme hat sich in der letzten Zeit doch sehr verändert und wie es weiter geht mit ihm, bereitet mir die größten Sorgen. Von allem was einem Menschen lieb und teuer ist hat er sich gelöst und sitzt in sich versunken einsam in seinem Haus. Als wäre jede Herzensregung, jedes menschliche Gefühl zu Eis erstarrt, umgibt ihn die Kälte der Unnahbarkeit. Kein Wunsch kann ihn mehr bewegen.“

„Was muß ich da hören, der Arme hat keine Wünsche mehr?“, rief der Weihnachtsmann entsetzt, „das geht in der Tat zu weit, um so einen muß man sich kümmern.“ „Was bin ich froh, daß du das auch so siehst und deshalb habe ich ein Geschenk mitgebracht für ihn.“ Er reichte dem Weih-

nachtsmann ein kleines Päckchen. „Von mir wird er es nicht annehmen, ich komme nicht mehr an ihn heran.“ „Da wirst du wohl recht haben“, meinte der Weihnachtsmann, der sich mit Eiseskälte und Erstarrem sowie Herzensangelegenheiten aller Art bestens auskannte. Bisher jedenfalls hat er noch alle Unnahbaren erreicht, keiner konnte sich seinem Zauber entziehen, denn der Weihnachtszauber öffnet selbst die verschlossensten Herzen, taut auf die zu Eis erstarrten Gefühle, erweckt die Wünsche zu neuem Leben.

„Gut, daß du mit deinem Anliegen zu mir gekommen bist, ich werde sehen was sich da machen läßt, und bevor ich es vergesse – wie heißt denn der Gute überhaupt, das muß ich noch wissen?“, fragte der Weihnachtsmann seinen Gast, der sich schon im Aufbruch befand. Für den war die Angelegenheit hier erledigt, der hatte erreicht, was er mit seinem Besuch bezweckte. Und ohne sich noch einmal umzuschauen, sagte er in eiskaltem Tonfall: „Faust heißt er, ja, ich denke er heißt Faust.“

Der Weihnachtsmann hielt inne. „Ist das denn die Möglichkeit? Daß ich das noch einmal erleben darf. Da hat es der gute alte Faust doch tatsächlich mal wieder geschafft, ist zu neuem Leben erwacht. Da wollen wir doch mal sehen, in welcher Gestalt er uns diesmal erscheint“, dachte der Weihnachtsmann und konnte es in diesem Jahr kaum abwarten bis zum Heiligen Abend, bis zur Bescherung.

Endlich war es dann soweit und sogar für den Weihnachtsmann gab es nach langer, langer Zeit auch mal wieder eine Überraschung, sogar in doppelter Hinsicht. Zum einen hatte er nämlich vergessen zu fragen, um welche Art Geschenk es sich für den Faust eigentlich handelt, und zum anderen war der Faust selber stets für eine Überraschung gut.

Der war inzwischen dem Dasein noch weiter entrückt als beschrieben, und so mußte der gute alte Weihnachtsmann all seine Kräfte zusammennehmen, um all die ihm zu Gebote stehende Macht des Weihnachtszaubers, auf den Entrückten wirken zu lassen.

„Du bist doch der Faust?“, fragte ihn der Weihnachtsmann zuerst. „Kann schon sein, daß ich es bin, kann auch nicht sein“, gab der zurück. Nun aber war sich der Weihnachtsmann sicher den Richtigen angetroffen zu haben und war überrascht, wie weit der junge Mann es mit dem Sichlösen von allem was einem Menschen für gewöhnlich lieb ist schon gebracht hatte. Sogar von seinem Namen hatte er sich gelöst. Wer weiß, was als nächstes kommt, vielleicht löst sich dann seine Seele vom irdischen Dasein?

Nein, das konnte und wollte der Weihnachtsmann auf gar keinen Fall zulassen. „Hier habe ich ein Geschenk für dich, willst du es nicht auspacken?“ Der junge Mann machte keine Anstalten das Geschenk auspacken, nicht das geringste Interesse daran war zu erkennen gewesen. „Was ist los mit dir, warum willst du nicht wissen was in dem Päckchen ist, bist du denn nicht ein ganz klein wenig neugierig auf dein Geschenk, nicht auch nur ein ganz ganz klitzekleines Bißchen?“

„Ich will nichts und ich brauche nichts, und es interessiert mich auch nicht“, erwiderte jener.

„Wirklich ein harter Brocken“, dachte der Weihnachtsmann, „so einer ist mir bisher wahrhaftig nicht untergekommen. Also, wenn es dich nicht interessiert was man dir schenkt – ich würde es schon gerne wissen, was es ist, bei all der Mühe die es mir gemacht hat, es zu dir zu bringen.“ „Dein Problem, wegen mir mußt du dich nicht mühen, aber wenn du es unbedingt wissen willst, dann schau doch nach, mach es auf, ich erlaube es dir.“ „Das geht nun auf gar keinen Fall“, sagte der Weihnachtsmann schnell, „und selbst wenn ich es wollte, ich darf es nicht, es ist dein Geschenk. Mach es doch auf, wenigstens mir zuliebe.“

„Wenn das so ist, dann schenke ich es dir, dann ist es deines, ich brauche es sowieso nicht, du kannst es also gerne haben.“

Hatte sich der gute alte Weihnachtsmann bisher redlich bemüht das Geschenk an den Mann zu bringen und hatte er bisher geduldig versucht auf den Faust einzuwirken, ihm sein Herz zu öffnen, so war es damit nun schlagartig vorbei. Dem Weihnachtsmann riß der Geduldssaden: „Willst

Du jetzt den Weihnachtsmann spielen, daß du es wagst mich am Heiligen Abend zu beschenken? Was bildest du dir eigentlich ein wer du bist, einem alten Mann wie mir so gegenüberzutreten und mich nicht meine Arbeit machen zu lassen, wie es sich gehört?“, schimpfte er los. „Es kann ja sein, daß dich das alles nichts mehr angeht, daß du dich von allem gelöst hast, aber nun sei kein Unmensch und pack endlich dein Geschenk aus, wenigstens mir zuliebe. Oder hast du etwa kein Herz?“ „Wenn ich meine Arbeit nicht mehr richtig erledigen kann, kann ich einpacken, dann ist Schluß mit Weihnachten, dann hab‘ ich keine Lust mehr, dann gehöre ich zum alten Eisen und du bist schuld daran. Was sagen dann nur all die im nächsten Jahr dazu, die sich auf Weihnachten gefreut haben, wenn es mich nicht mehr gibt. Was sagen all die vielen kleinen Kinder dazu, die an mich geglaubt haben. Wer sonst denkst du würde sich derartig abschleppen, all den Erwachsenen ihre Geschenke zu überbringen, wenn nicht ich? Willst du das etwa machen? Ist es das, was du bezweckst? Willst du wirklich meinen Platz einnehmen und hier den Weihnachtsmann spielen?“

Der Weihnachtsmann geriet richtig in Rage, so sehr schimpfte er auf den Faust ein, der nun langsam aber sicher die Folgen seines Verhaltens begriff. Natürlich wollte er das alles nicht, was man ihm da vorwarf. Ganz offensichtlich war es sehr viel schwieriger sich von allem zu lösen, als er es angenommen hatte, ohne plötzlich als ein herzloser Unmensch dazustehen und, um es dem Weihnachtsmann auch zu beweisen, wie unberechtigt seine Vorwürfe waren, gab er sich einen Ruck und öffnete das kleine Päckchen. Puh, das war geschafft – Weihnachten war ersteinmal gerettet, und die Erleichterung darüber, war den beiden deutlich anzusehen. Anzusehen war auch das Geschenk, bei dem es sich um eine wunderbar schöne, kunstvoll gefertigte alte goldene Uhr sowie einige Kekse Weihnachtsgebäck handelte. „Hmm, lecker Kekse, darf ich mal kosten?“, fragte der Weihnachtsmann, nachdem er schon, ohne sich weiter etwas dabei gedacht zu haben, einen davon in seinen Mund geschoben hat – so hungrig hatte ihn dieser Besuch gemacht. Ja, solche Anstrengungen war er nicht gewohnt, genauso wenig wie solcherart Gebäck. „Hahaha“, lachte er, „wirklich köstlich,

*hahaha, muß sich wohl um Scherzkekse handeln haha, köstlich köstlich.“
Vor lauter Freude versprühte er noch einmal seinen ganzen Weihnachtszauber darüber.*

Nun war es aber Zeit geworden für den Weihnachtsmann, sich zu verabschieden, denn er spürte schon, haha, wie die Müdigkeit in ihm aufstieg. Daran konnten auch die Scherzkekse nichts ändern. „Haha, war ja mal was anderes mit dir, als das was ich sonst erlebe, haha, und zum Dank dafür, daß du mitgeholfen hast das Weihnachtsfest zu retten, haha, bekommst du jetzt von mir persönlich auch noch ein Geschenk, haha – eines, was wirklich, haha, zu dir paßt. Du mußt es haha nicht mal auspacken, haha, sondern nur annehmen.

Was blieb dem jungen Mann anders übrig, als der Bitte des Weihnachtsmannes nachzukommen, wollte er Weihnachten nicht erneut in Frage stellen.

„Das, haha, freut mich aber, so macht mir meine Arbeit wieder richtig Spaß, so muß es sein, hab‘ Dank, haha, hab‘ Dank.“

Nun wollt Ihr sicherlich wissen, was das wohl für ein Geschenk war, womit der Weihnachtsmann unserem vermeintlich namenlosen Retter der Weihnachtszeit seinen Dank zeigte? Ihr ahnt es schon, stimmt’s? Genau, er schenkte ihm einen neuen Namen, einen, der wirklich zu ihm paßte. Und welcher Name kann das nun sein, der zu einem Faust paßt, der gerade eine Uhr geschenkt bekommen hat? Na, wie heißt der junge Mann jetzt? Richtig geraten, er heißt:

DER UHRFAUST

Der Teufel rieb sich vor Entzücken die Hände. Das hatte ja besser geklappt als erwartet. Alle Achtung, soviel Raffinesse hatte er dem Weihnachtsmann gar nicht zugetraut. „Eigentlich schade, daß der Alte so ein Guter

ist“, dachte der Teufel, denn so einen hätte er ansonsten gerne an seiner Seite gesehen. „Aber da war wohl nichts zu machen“, seufzte er.

Weihnachtsmann hin, Weihnachtsmann her, der Zweck der Maßnahme war erfüllt und darauf, nur darauf kam es ihm an.

So sah sich unser junger Freund, allerdings ohne recht zu begreifen wie ihm geschah, wieder an das Irdische gebunden und das auch noch in zweifacher Weise. Erstens war er der Besitzer einer goldenen Uhr geworden, und zweitens hatte er vom Weihnachtsmann persönlich einen neuen Namen bekommen. Das erste wie das zweite allein hätte dem Teufel schon gereicht, denn es bedeutete nichts anderes, als daß da jemand wieder etwas zu verlieren hatte, und wer etwas zu verlieren hat, den kann man gefügig machen, so einer läßt sich benutzen. Ja, alles und jeder hat seinen Preis, das wußte der Teufel nur zu gut, und im Falle des Faust hat er ihn bezahlt.

Soso, für den Teufel war der Faust nur ein Fall, einer von vielen; zugegeben keiner von den gewöhnlichen, üblichen, aber letztlich eben doch nur ein Fall. Der Faust war für ihn ohne jegliches persönliches Interesse, nur ein Werkzeug das man benutzt, wenn man es braucht, und wenn man es nicht mehr braucht, wieder beiseite legt, wobei genau letzteres im Falle des Faust nicht in Betracht kommen würde. Nein, der sollte nicht zur Ruhe kommen, ehe er sich nicht bezahlt gemacht hatte, da war sich der Teufel ganz sicher, dafür würde er schon noch sorgen.

Und was mindestens genauso wichtig war im Falle des Faust, er hatte auch vorgesorgt – gleich mußte es soweit sein. Richtig, die goldene Uhr hörte soeben auf zu ticken. Es war kein lautes Ticken, aber es war eines, was einem genau dann auffiel, wenn es aufhörte. Zuerst dachte sich Faust, daß es ihm gleichgültig sei, eine Uhr brauchte er ohnehin nicht, folglich müsse er sie auch nicht aufziehen. Dann aber kamen ihm ganz ungewohnte, neuartige Gedanken in den Sinn. Was würde der Weihnachtsmann nur von ihm denken, wenn er ein Geschenk so unbeachtet ließe? Was würde der Uhrmacher empfinden, wenn er wüßte wie er, der Faust, mit diesem Kunstwerk von Uhr umginge. Wahrscheinlich wären sie nicht sehr erfreut darüber gewesen. Vielleicht würden sie weniger die Tatsache bemängeln, daß

der Faust meinte, er brauche keine Uhr. Bestimmt würden sie viel mehr den Umstand beklagen, wie kalt ihn die Gefühle anderer lassen. So käme dann sicherlich im Laufe des Jahres das eine zum anderen und schließlich würde der Weihnachtsmann ihn wieder einen Unmenschen schimpfen. „Wenigstens aber“, dachte Faust, „würde er mir Undankbarkeit vorwerfen können, schließlich hatte er mir ja auch einen neuen Namen geschenkt – mir, der ich nicht mehr wußte wer ich bin. Wie vor aller Welt würde er nur dastehen, wenn er mich Uhrfaust heißt und ich die Uhr nicht benutze. Wie schnell könnte durch so etwas Weihnachten wieder in Gefahr geraten?“ Nur das nicht und schon gar nicht, wenn sich das Problem mit einem einfachen Griff in die Hosentasche lösen ließe. Dort nämlich befand sich die Uhr und dort gehörte sie als Taschenuhr auch hin. Mit einem leichten Druck des Daumens ließ sie sich öffnen und sie zeigte ihr Zifferblatt. Im Inneren ihres Deckels stand etwas geschrieben:



Das also war der Preis, den der Teufel bezahlt hatte. Ein wahrhaftig hoher Preis, doch wofür? Weder hatte er des Faust' Seele verlangt, noch irgendeine Bedingung gestellt. Da muß doch etwas dahinter stecken? Was führt der Teufel im Schilde, was will er damit bezwecken?

Nun, seinem Erzfeind, dem Faust, etwas anderes als ein Geschenk anzubieten, wäre nicht mehr möglich gewesen, war es schließlich nicht das erste Mal, daß die beiden miteinander zu schaffen hatten. Bisher war es dem Faust immer wieder gelungen, einen Handel mit dem Teufel zum eigenen Nutzen zu wenden – konnte also seine Seele retten, die er ihm zuvor verkauft hatte für des Teufels Dienste.

Dieses Risiko aber, seine Seele an den Teufel zu verlieren, würde unser Faust niemals eingehen, und auf gar keinen Fall würde es einen Handel geben. Der sicherste Schutz vor der Begegnung mit dem Bösen, der sicherste Schutz vor der Verführung, glaubte er inzwischen sicher zu wissen, das wäre die Unnahbarkeit.

Sieh an, sieh an, die faustische Seele hatte dazugelernt und wollte es in ihrer neuen Gestalt in die Tat umsetzen. Na, was die Unnahbarkeit betrifft, da wissen wir ja inzwischen, was davon zu halten ist. Da braucht nur so ein Weihnachtsmann daherzukommen und schon ist es vorbei damit. Es sieht doch ganz danach aus, als wenn die faustische Seele noch sehr viel zu lernen hätte, noch viele Leben leben müßte, bevor sie begriffen hat, wie man mit dem Bösen in der Welt, dem Teufel, umzugehen habe.

Der Teufel aber, der hat, wie es scheint, den Dreh raus, der weiß jetzt, wie er den Faust anzupacken hat, getreu dem Motto: „Wen du nicht besiegen kannst, den mache dir zum Freund“, oder in diesem Fall treffender: „...den mache dir zu Diensten.“

Dessen Überlegung war nämlich folgende: Wenn der Faust erst die Macht über die Zeit der Welt in seinen Händen hält, dann wird er schon irgendwann ausprobieren wollen, was sich mit solcher Macht alles anstellen läßt. Um dieses Ausprobieren auch in die richtigen Bahnen zu lenken und um das ‚Irgendwann‘ zu einem ‚Möglichstbald‘ werden zu lassen, hatte der

Teufel die Scherzkekse backen lassen, die den Faust nach deren Genuß zu einem leibhaftigen Scherzkekks werden ließen.

Der Faust wäre dann plötzlich ein Scherzkekks, das verstände keiner, dann würde er sich vor aller Welt lächerlich machen, und keiner nähme ihn mehr ernst. Und dann, dann würde er böse darüber werden, er würde nach Rache sinnen, und weil er die Macht über die Zeit der Welt besitzt, würde er diese Rache auch ausüben. Wer keine Macht hat, der kann auch nicht wirklich böse werden, der wird höchstens todtraurig und stirbt vielleicht sogar bald daran. Der Faust aber sollte nicht bald sterben, das wäre dem Teufel zu wenig, der Faust sollte ihm lebenslang dienen.

Ein wahrhaft teuflischer Plan, den er sich da ausgedacht hat. Wer so denkt, dem kann es wirklich gleichgültig sein, wer die Macht über die Zeit besitzt, solange nur Unheil damit angerichtet wird.

Ihr seht, wenn es um die Zeit der Welt geht, dann tun sich Fragen über Fragen auf, und es folgen Antworten über Antworten. Da könnt Ihr Euch sicherlich denken, daß es dem Faust nicht anders erging, nur sind es wahrscheinlich etwas andere Fragen als vielleicht bei Euch, die sich bei ihm auf-taten, weil er ja nicht wußte, daß seine goldene Uhr ein Geschenk des Teufels war. Ebensowenig wußte er es von den Keksen, die er tief in Gedanken versunken einen nach dem anderen ohne es recht wahrzunehmen gerade verspeiste. Ob das wohl gut ginge?

Zum Glück hatte der Weihnachtsmann, bevor er sich verabschiedete, noch reichlich Weihnachtszauber darüber versprüht, dann konnte es vielleicht doch nicht ganz so schlimm kommen, wie der Teufel es geplant hatte. Nun, wir werden es sehen, was geschah.

Tatsächlich, die Scherzkekse begannen soeben zu wirken. Hing der Faust gerade noch schweren Gedanken nach, fand er sich gerade noch stecken-geblieben bei der Suche nach den richtigen Antworten, die all die Fragen bezüglich der Weltzeit aufwarfen, sofern man in ihren Besitz geraten war, und fühlte er sich soeben noch erdrückt von der übergroßen Fülle an Verantwortung, sowie deren Schwere, so erhellte sich von nun an sein faustisches Gemüt in noch nie gekanntem Ausmaße. Wie verwandelt fühlte er

sich mit einem Male, so leicht, so unbeschwert, als wäre alle Verantwortung plötzlich wie weggeblasen. So war es in gewisser Weise auch, zumindest was das ‚Ver‘ sowie das ‚ung‘ der Verantwortung betraf. Beides war plötzlich wie weggeblasen. Man könnte auch sagen, die Verantwortung wurde verwandelt, und zwar mit Sicherheit von nur einem Scherzkeks, mehr hatte es bestimmt nicht gebraucht. Egal ob nun von einem oder mehreren Scherzkeksen verwandelt – das ist hier wirklich völlig nebensächlich. Tatsache jedenfalls war, daß die Verwandlung stattfand. Klar, daß dem Faust dabei leicht und unbeschwert wurde, hatte er doch jetzt statt der Verantwortung eine Antwort. Da kann man sich leicht ausrechnen, bei der Fülle an Verantwortung, um die es sich für ihn handelte, wie viele Antworten das ergab und zwar Antworten auf eben so viele Fragen. Faust hätte vor Freude darüber gleich platzen können, doch das wollte er nicht.

Was also tut jemand, der vor Freude gleich platzen könnte, es aber nicht will? Richtig, so einer kann den Hals nicht voll genug bekommen und will seine Freude deshalb teilen und zwar mit anderen. Getreu dem Motto: Geteilte Freude ist doppelte Freude. Kurz gesagt – Faust will sich mitteilen.

Wem aber sollte sich jemand mitteilen, mit wem sollte einer reden, einer, der sich von allen und allem gelöst hatte. Da war einfach niemand mehr, der ihm geduldig zugehört hätte, geschweige denn jemand, den er hätte ansprechen können. Was also tun?

Wenn reden nicht geht, dann muß man eben schreiben. Papier ist geduldig und Papier, leere unbeschriebene Blätter sowie einen Stift hat auch jemand im Haus, der sich von allem gelöst hat, denn wie schon gesagt, Papier ist geduldig und ein Stift erst recht, die lassen sämtliche Lösungsbestrebungen meist unverändert über sich ergehen. So war es auch hier.

Jetzt aber wollen und werden wir sehen, was ein mit Weihnachtszauber besprühter Scherzkeks alles bewirkt, mal schauen, was unser so plötzlich überaus mitteilungsbedürftiger Freund Faust zu Papier gebracht hat:

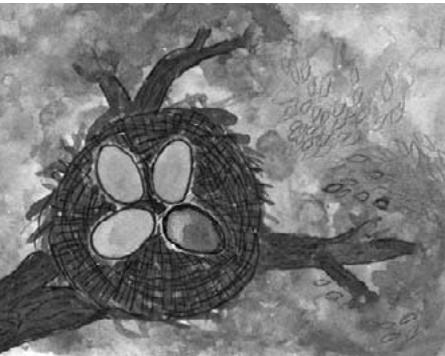
EINE BESONDERS SCHARFE WEIHNACHT



Vorwort

Es gibt wohl kaum jemand, der es nicht kennt, dieses Lied mit einem Kuckuck, der aus dem Walde ruft. Doch wer kennt schon die Geschichte mit dem Kuckuck, der nicht aus dem Wald rief, oder genauer gesagt, der nicht ‚Kuckuck, Kuckuck‘ aus dem Wald rief? „Ja, wo gibt es denn so etwas?“, fragt man sich doch da sogleich, „was bildet sich dieser Kuckuck denn eigentlich ein wer er sei, einfach nicht mehr aus dem Wald zu rufen?“

Falsch, ganz falsch gedacht, denn einfach hatte der arme Kuckuck es nun wirklich nicht. Er war noch nicht einmal als Ei gelegt, da begann auch schon sein Unglück. Seine Mutter war nämlich sehr, sehr kurzsichtig, hatte ihn, ohne es zu merken, aus Versehen in ein falsches Nest gelegt. Als sie dann, vom Brüten hungrig, sich auf die Suche nach etwas Nahrhaften machte, kamen die eigentlichen Besitzer des Nestes, in dem nun unser Kuckucksei lag, von einem längeren Ausflug heim. Das Paar hatte es jetzt ausgesprochen eilig, denn auch bei ihnen war es nun gleich soweit. Gleich drei Eier waren in dem Bauch des Weibchens herangereift und drängten mächtig, gelegt zu werden.



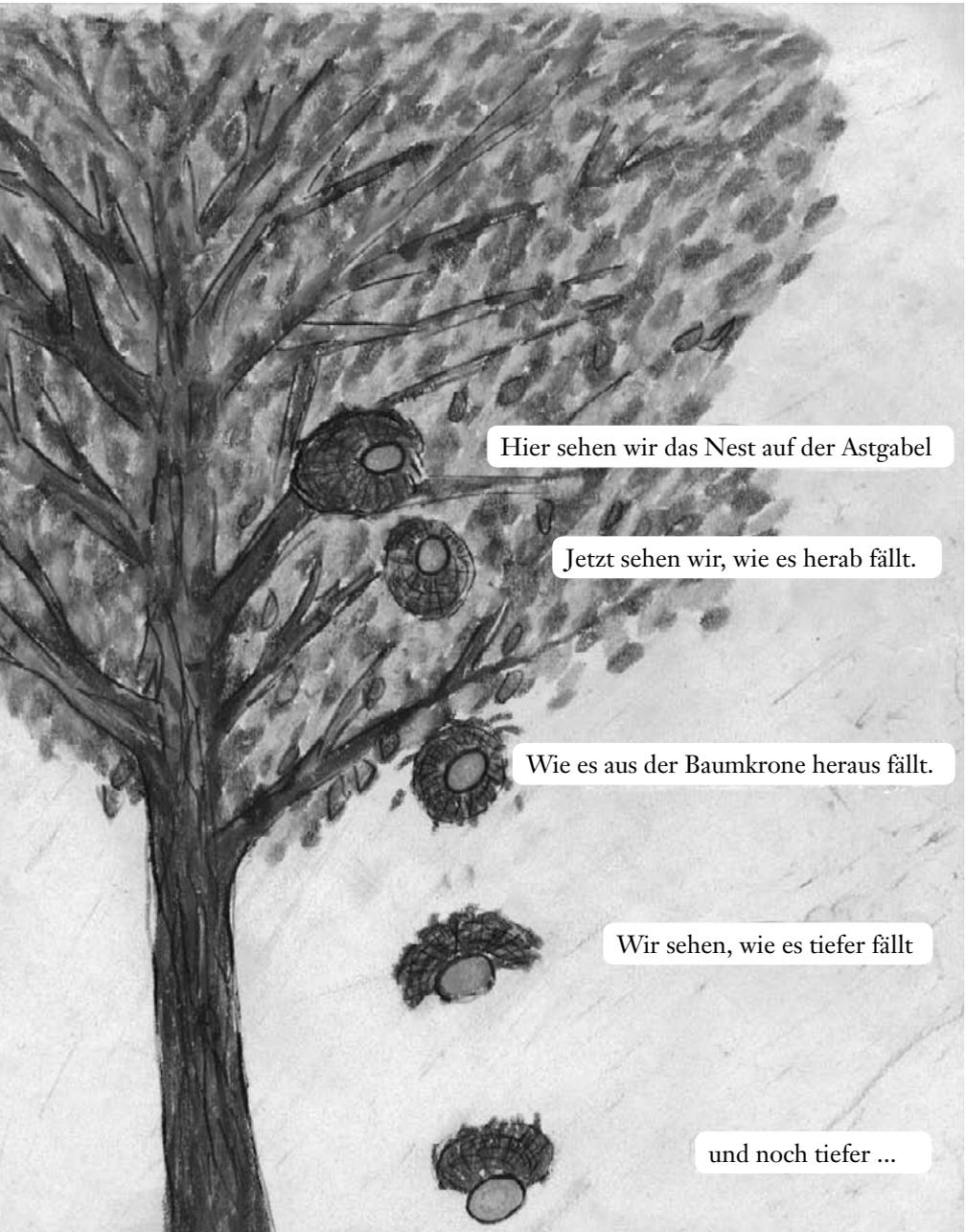
So hatte unser Kuckucksei in diesem Fall auch etwas Glück, denn es hätte alles noch viel schlimmer kommen können. Glück im Unglück heißt solches Glück, denn in ihrer Aufregung setzte sich die werdende Mutter sofort in ihr Nest, ohne darauf zu achten, daß da schon ein Ei lag. Unter anderen Umständen hätte sie ein fremdes Ei sicherlich bemerkt und aus dem Nest geworfen oder gar gefressen. Raben sind da nämlich

nicht gerade zimperlich und um Raben handelte es sich bei diesem Vogelpaar, unter dessen Fittiche unser Kuckucksei nun geraten war.

Als nun die Kuckucksmutter, kurzsichtig wie sie war, von der Futtersuche zurückfand, um weiter zu brüten, da saß nun ein Rabenvogel in dem Nest, in dem sie ihr Ei vermutete. „Oh weh“, dachte sie, „jetzt habe ich mich doch noch verflogen. Hier brüten ja schon die Raben, aber wo ist dann mein Nest?“, fragte sie sich verwundert. Um das nun herauszufinden flog sie schnell von Baum zu Baum in eine andere Richtung in der Hoffnung, ihr Nest zu finden, doch vergebens. Traurig gab sie die Suche schließlich auf, fand sich mit dem Verlust ab und wartete auf den nächsten Frühling. Dann wollte sie etwas besser achtgeben.



Inzwischen war die Rabenmutter fleißig am Brüten gewesen, bloß reichte ihre Körpergröße gerade dazu aus, drei Eier richtig warm zu halten. So sehr sie sich auch mühte, das vierte paßte einfach nicht vollständig unter ihre Fittiche, was zur Folge hatte, daß dieses Ei auch nicht so viel Wärme abbekam wie die drei anderen. Es dauerte nicht lange, da schlüpften aus den drei gut behüteten Eiern drei gesunde kleine Rabenvögelchen. Das war natürlich schön für die Raben, aber oje, schlecht für das Kuckucksei. Jetzt hatte die Rabenmutter nicht nur nicht genug Platz, das vierte Ei zu brüten, sondern auch gar keine Zeit mehr dazu, denn ihre Kleinen waren sehr hungrig. Nun hieß es Futter heranzuschaffen, die drei weit aufgesperrten Hungermäuler zu stopfen. Wieder einmal hatte der Kuckuck Glück im Unglück, denn die Körperwärme seiner drei Geschwister reichte geradeso aus, ihn in seinem Ei notdürftig weiter zu brüten. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zuviel bekam unser Pechvogel ab, weshalb er in seinem Ei auch nur sehr langsam heranreifen konnte. Längst übten seine Geschwister schon das Fliegen, indem sie abwechselnd vom Nestrand herunter sprangen, um nach einigen Flügelschlägen wieder dort zu landen, da steckte der kleine Kuckuck noch immer in seinem Ei und hatte keine Kraft, die Eischale von innen mit seinem Schnabel aufzupicken. Ohne Hilfe würde er es wohl nicht schaffen. Doch wozu hatte er seine Geschwister? Die halfen ihm. Wie wild sprangen die inzwischen übermütig vom Nestrand herab, schwangen sich in die Luft, flogen eine Runde, landeten, sprangen, flogen, landeten, daß das Nest nur so wackelte. Da ist es dann passiert. Eine Spur zuviel hatte es gewackelt und fiel aus der Astgabel auf der es lag samt Ei von der Baumkrone herab. Es war ein hoher Baum und so fiel und fiel und fiel das Nest immer weiter herab, bis es überraschend ganz weich auf einem dicken Laubpolster landete. Wieder hatte der Kuckuck Glück im Unglück, bewirkte der Sturz doch, daß die Eischale zerbrach und er endlich Herausschlüpfen konnte. Wie kam es nur, daß genau dort, wo das Nest herab fiel, sich ein dickes, weiches Polster aus Laub befand? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns den Ort des Geschehens genauer ansehen!



Hier sehen wir das Nest auf der Astgabel

Jetzt sehen wir, wie es herab fällt.

Wie es aus der Baumkrone heraus fällt.

Wir sehen, wie es tiefer fällt

und noch tiefer ...

Nun ist es auf dem Laubpolster gelandet und die Eischale zerbrochen.
Nun ist es auf ...

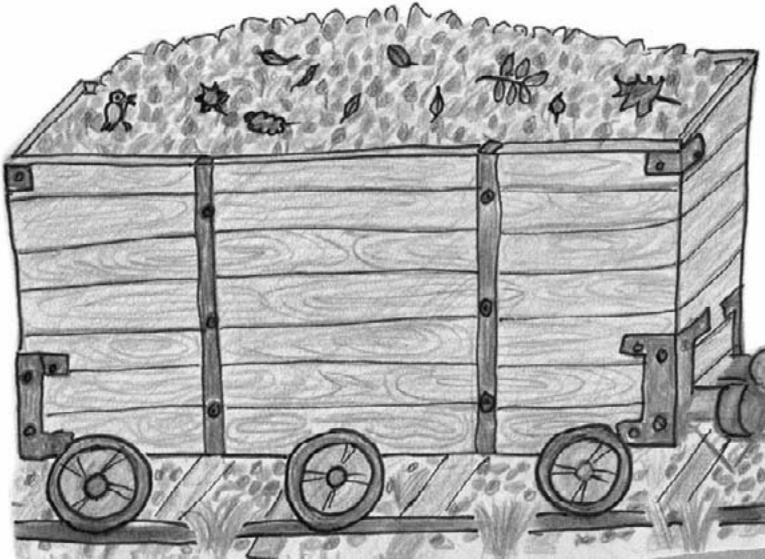


Hier sehen wir den frisch geschlüpften kleinen Kuckuck.



Wo aber kommen denn die Bretter her, die dort um das Laubpolster herum zu sehen sind? Gehören die etwa zu einer Kiste, die jemand dort im Wald abgestellt und vergessen hat?

Nicht ganz richtig, aber fast! Abgestellt jedenfalls stimmt schon mal, aber vergessen stimmt nicht.



Nun, die Bretter gehören zu einem Waggon, und der gehört zu einem alten Zug, und der alte Zug steht auf einem noch älteren Abstellgleis, das allerdings nur scheinbar vergessen hier im Wald endet. Zufällig genau unter der Astgabel, von der das Nest samt Kuckucksei eben heruntergefallen war.

Vergessen war das Abstellgleis aber tatsächlich nicht, wie man gleich sehen wird.

Und endet es wirklich hier?

Das wiederum kommt natürlich ganz darauf an, wie man es betrachtet, ob es endet, oder anfängt. Für uns nämlich fängt es an dieser Stelle erst richtig an, das Gleis ebenso wie die Geschichte und für den Kuckuck

ging es erst recht an dieser Stelle an, denn plötzlich setzte sich der alte Zug ganz langsam in Bewegung.

Tuut tuut, tuuut tuut, tutete die Lok und kam dabei immer mehr in Fahrt.



Die Ereignisse scheinen sich zu überstürzen, doch wie gesagt, es scheint nur so. Während wir nämlich ganz gebannt oben in der Baumkrone der Rabenmutter beim Brüten zusahen, haben wir nicht darauf geachtet, was sich zur gleichen Zeit unten am Boden des Waldes abspielte:

Seit einigen Tagen schon putzt und wienert, schraubt und hämmert Pupasch der Lokomotivführer an seiner alten Lokomotive herum, um das etwas eingerostete gute Stück wieder gangbar zu machen. Wie neu soll sie aussehen, deshalb reichte es auch nicht ihr nur den Rost abzuklopfen, sie zu ölen; Farbe mußte her. Während Pupasch seiner Lok in Gedanken versunken einen neuen Anstrich gibt, kribbelt es ihn plötzlich ganz entsetzlich an seinem linken Fuß, gerade eben als er ihren Namen mit dem Pinsel nachzog.

„Kaum zu glauben, daß mir erst gar kein Name einfallen wollte, als ich sie damals zu mir nahm“, erinnert er sich. Keiner wußte woher sie kam. Wie ein Findelkind hatte Pupaschs Freund sie auf einer wilden Müllhalde gefunden und zu ihm gebracht. „Du wolltest doch schon immer Zugführer werden“, sagte der Freund, „Zugführer oder Entdecker. Nun fällt dir die Entscheidung vielleicht nicht mehr so schwer, was von beidem du werden willst.“ Ja, so war das damals. Wer weiß, was mit der Mutter seines Findelkindes geschehen war, ob sie etwa auf der Strecke geblieben ist, vielleicht auch nur irgendwie entgleiste, oder sonstwie aus der Bahn geraten war, ja, wer weiß das schon. Solch ein Schicksal wollte Pupasch seinem Findelkind ersparen, deshalb nahm er es bei sich auf. Nur ein Name fiel ihm, wie schon gesagt, nicht ein und so sehr er auch darüber nachdachte, keiner wollte ihm wirklich gefallen, oder zu seiner Lok passen. Ja, so war das damals, doch jetzt streicht



Pupasch gerade mit dem Pinsel ihren Namen nach, er muß also dann doch noch einen gefunden haben.

Was lag näher, als sie „wilde Hilde“ zu nennen? Das jedenfalls fand Pupasch so, wurde sie doch auf einer wilden Müllhalde gefunden. Müll allerdings war sie nicht und als er sie deshalb „Halde“ rief, tutete sie ihm jedesmal ein entsetztes „Ihh“ entgegen. „Stimmt“, dachte Pupasch, „Hilde paßt wirklich besser zu ihr.“



Streich vorsichtig Pupasch, sonst bekleckerst du dir deine schöne Zugführeruniform. Eigentlich hatte er die ja schon an den Nagel gehangen, was soviel heißt, daß er schon seit längerem im Ruhestand weilte – endlich, wie er fand. Endlich konnte er gemütlich daheim in seinem Schaukelstuhl sitzen, an seiner Pfeife ziehen und ein gutes Buch lesen. Dazu ist er in seinem ganzen bisherigen Arbeitsleben nicht gekommen. Entweder gab es zuviel zu tun, oder er war zum Lesen zu müde vom Zuvieltun, wenn mal nicht soviel zu tun war.

Als Kind hatte er es da besser, mußte nicht so schwer arbeiten wie andere Kinder zu dieser Zeit. Als Kind wollte er Entdecker werden, Entdecker oder Zugführer, daran kann er sich noch deutlich erinnern, doch dann wurde er, wie wir schon wissen Zugführer, und mit der Entdeckerei war es vorbei. „Vielleicht konnte er die Welt ja dennoch entdecken, indem er Bücher las“, glaubte er zu Anfang seines Zugführerlebens noch.

Wie dem auch sei, jetzt saß er mit seiner Pfeife im Mund und einem Buch in der Hand in seinem Schaukelstuhl und schaukelte. Vor allem aber las er und man konnte deutlich sehen, wie sehr er las, wie spannend das Buch geschrieben sein mußte. Man konnte es an seinem Schaukeln erkennen, denn je spannender es wurde, desto schneller begann sein Stuhl zu schaukeln. Kurz nachdem er das halbe Buch gelesen hatte, ist es dann passiert – das Schaukeln endete mit einem kräftigen Überschlag und einer dicken Beule am Kopf. Wie lange er nach dem Sturz

bewußtlos am Boden gelegen hatte, wußte er nicht, als er erwachte. Die Beule war jedenfalls noch da, das merkte er sehr deutlich. Wie er hieß, hatte er vergessen, aber das störte ihn auch nicht weiter, wo er doch nun mit einem Schlag ein völlig anderer geworden war.

Mit diesem einen Schlag eben war er nämlich zu einem Entdecker geworden, einem Entdecker, den es ganz plötzlich fortzog, die Welt zu entdecken.

Werfen wir ruhig einen Blick auf das umwerfende Buch, das unser Entdecker bis vor kurzem noch gelesen hatte, dann können wir ahnen, wohin es ihn zuerst zog, was es für ihn als erstes zu entdecken galt.

Der Titel des Buches lautet:



Keinen Zweifel gab es nunmehr für Pupasch, den Herzschlag des Dschungels hautnah spüren zu können, denn dabei konnte es sich, so glaubte er fest, um nichts anderes handeln, als um den Puls der Zeit. Und genau das wollte er jetzt und allen beweisen. Wenn es also diesen Herzschlag gibt, dann, so folgerte er, gibt es auch ein Herz, das diesen Schlag schlägt. Dieses Herz galt es nun für ihn zu entdecken.

Er schnürte sich ein Bündel, klemmte sich sein Buch unter den Arm und machte sich zu Fuß auf Entdeckungsreise. Zuerst mußte man mal aus diesem Städtchen heraus. „Hallo Pupasch“, begrüßte ihn der Nach-

bar, „was hat denn vorhin so gerumpelt bei dir, rückst du jetzt Möbel?“ Pupasch überlegte, was er auf diese Frage antworten konnte, oder ob er zurückfragen sollte, warum ihn der Fremde einfach mit Pupasch anspricht?“

Er kratzte sich den Kopf und stieß, oh Schmerz laß nach, gegen seine Beule. „Willst du in den Wald zum Abstellgleis, deiner alten Lok einen Besuch abstatten und ihr eine Geschichte vorlesen?“, fragte der Nachbar, „hoffentlich erkennt sie ihren Pupasch Lokomotivführer überhaupt noch so ganz ohne Uniform.“ Jetzt begann es Pupasch zu dämmern, nach und nach kehrte seine Erinnerung wieder, was für ein Glück. Was für ein Glück, daß er eine Lokomotive besaß und auch noch Lokomotivführer war, da brauchte er ja nicht zu Fuß auf Entdeckungsreise gehen. Pupasch machte vor Freude einen Luftsprung, umarmte seinen verdutzten Nachbarn, drückte ihn ganz fest an seine Brust und verpaßte ihm zum Dank noch einen dicken Kuß auf die Stirn. Dann eilte er zu seiner Lokomotive, um alle nötigen Reisevorbereitungen zu treffen.



Nun sind wir also wieder bei dem Abstellgleis angelangt, wo sich Pupasch seit einigen Tagen eifrig bemüht, sein gutes Stück wieder gangbar zu machen und gerade dabei ist, den Namen seiner Lok nachzuziehen. So, fertig. Genügend Verpflegung, also etliche Faß Trinkwasser sowie unzählige Konservendosen für Pupasch und massenhaft Holz für seine Lokomotive waren inzwischen schon aufgeladen. Ach ja, und noch ein halbes Faß Öl damit ihre Gelenke nicht zu quitschen anfangen während der langen Fahrt. Die andere Hälfte des Öls hat Pupasch leider beim Beladen verschüttet.

Nun noch den Kessel angeheizt und los ging die Fahrt. „Ganz schön heiß heute“, dachte die Lokomotive und trötete fröhlich ihr „Tuut tuut, tuut tuuuut“ und genau so und nicht anders hörte sich deshalb auch der erste Ruf an, den unser kleiner Pechvogel im hinteren Teil des Waggons zu hören bekam. Brav versuchte er diesen Ruf nachzuahmen,

so wie Jungvögel es im allgemeinen ihren Eltern nachmachen. Mehr als ein klägliches Gepiepe kam dabei allerdings nicht heraus.

Der Kleine mußte schleunigst etwas zu essen bekommen, doch wer sollte es ihm bringen? Pupasch etwa? Der hatte den Kleinen noch nicht einmal bemerkt in seinem Reisefieber. Wieder hatte der Kuckuck Glück im Unglück, denn daß es ihm jemand brachte war gar nicht nötig. Der Kuckuck merkte sehr schnell, als er so mutterseelenallein mit offenem Schnabel erschöpft im Laub lag, daß sein Futter selbst zu ihm kam. Er brauchte nur zu warten, bis ihm etwas in den geöffneten Schnabel kroch. Dann mußte er nur noch zuschnappen und seine Beute herunterschlucken. Der sich auf dem Waggon angesammelte Laubhaufen entpuppte sich nämlich als die reinste Vorratskammer. Würmer, Maden, Käfer und sonstiges kleine Getier hatte darin ein Heim gefunden, wie auch der Kuckuck. So gut versorgt, holte der schon bald all sein verzögertes Wachstum nach.

„Tuut tuut, tuut tut“, machte ihm die Lokomotive vor und beklagte sich damit lautstark über die ungewohnt große innere Hitze, die in ihr aufstieg. „Tut tut tut“, erwiderte der Kuckuck so laut er es konnte. „Seid wann gibt es hier ein Echo, und dann noch von hinten?“, wunderte sich Pupasch, „da wollen wir doch gleich mal sehen, wo das herkommt.“ Bei voller Fahrt kletterte er über den Holzvorrat, die Fässer und den Berg Konservendosen in den hinteren Teil des Waggon und sah sich dort um. Natürlich konnte einem Entdecker wie ihm der kleine Kuckuck im Laub nicht lange unentdeckt bleiben. „Tuut tuut tuut“, tutete der Kleine, als Pupasch ihn in seine Hand bettete. „Tuuuut tuuut tuuut“, gab die Lok eifersüchtig zur Antwort. „Oh, jetzt kommt das Echo aus der anderen Richtung, wir fahren doch nicht etwa rückwärts?“, scherzte Pupasch. „Tuuut tuut tuut“, trompetete die Lok noch einmal, denn sie mußte sich ja irgendwie Luft machen. Es war nicht nur die Eifersucht, die ihr zu schaffen machte, mehr noch war es die ungewohnte innere Hitze. Was war das nur mit ihr? Da war sie schon ein ganz altes Eisen geworden, aber so etwas hatte sie noch nicht erlebt. Der Armen kratzte

es ganz unangenehm im Halse, dichten schwarzen Rauch hustete sie aus sich heraus. „Was war das nur für merkwürdig schmeckendes Holz, das Pupasch ihr neuerdings gab? Aufgekratzt und reizbar machte es sie und heiß wurde ihr davon – und was machte Pupasch? Statt sich um sie zu kümmern, sorgte er sich um diesen übergeschnappten Kuckuck, der sich wohl für eine Lokomotive hält, so wie der sich anhört“, dachte sie. „Sogar einen Namen hat er schon bekommen – Pfeife – sehr passend“, murmelte sie eifersüchtig.

Schnell hatten sich, wie man sah, der Kuckuck und Pupasch angefreundet, sehr zum Ärger der Lok, wie man sich unschwer vorstellen kann. Zum einen bestand ihr Ärger darin, nicht mehr die einzige zu sein die hier herumtutete, zum anderen ärgerte sie ihre eigene Gereiztheit. Da machte sie dieses zusätzliche Getute noch gereizter, ja es machte sie geradezu wild – so wild, wie sie seit ihrer Jugendzeit nicht mehr gewesen war.



Kaum zu bändigen war die gute Hilde damals in ihrer Jugendzeit gewesen, und was war sie trotzig. Einmal, da sollte sie losfahren, das wollte sie aber nicht. Pupasch probierte es mit Anschieben, mit Gutzureden, mit Streicheln – nein sie wollte einfach nicht. Pupasch wurde dann aber ziemlich sauer, wie meistens, wenn seine Lok trotzte und sich nicht im Guten bewegen ließ. Und als er dann so richtig wütend war, schimpfte er ganz fürchterlich. „Jetzt schlägt es aber dreizehn“, brüllte er los, hatte sich aber sofort wieder beruhigt, überlegte kurz und griff nach der Ölkanne. Pupasch ölte gerade ihre Räder, da sprang sie mit einem Male doch los. Wahrscheinlich hatte er sie mit der Kanne am Rad gekitzelt und leider war sie ihm dabei aus Versehen über den Fuß gerollt. Zum Glück nicht über den ganzen Fuß, sonst hieße sie heute „Hilde Fünfzehn“. Sie heißt aber noch immer „Hilde Dreizehn“, und das soll auch so bleiben, findet Pupasch noch heute. „Jetzt schlägt es aber Dreizehn“, fluchte er erneut, nachdem er sich den Schuh ausgezogen hatte, um seinen Fuß zu betrachten. Plötzlich ging im ein Licht auf. Hatte

er nicht, kurz bevor seine Kleine ihm über den Fuß rollte, fürchterlich böse geflucht? Ach, dann war das alles wahrscheinlich nur ein dummes Mißverständnis gewesen, und zudem noch seine eigene Schuld. Klar, die Kleine hatte den Fluch für ein Kommando gehalten. „Jetzt schlägt’s drei Zehen!“, hatte sie wohl verstanden. Und noch ein Licht ging ihm auf. Jetzt hatte sich seine Hilde einen richtigen Zunamen verdient und weil kleine Kinder weder richtig Schreiben noch Lesen, geschweige denn alles richtig verstehen können, wie Pupasch schmerzlich entdecken mußte, malte er ihr eine dicke 13 auf die Seite. Seitdem hörte man Pupasch nie wieder fluchen. Natürlich fragten ihn alle, die ihn kannten, warum er denn nicht mehr fluche, denn diese Wandlung wunderte sie schon sehr. „Da hast du aber Glück gehabt“, sagten die einen, „so ein Pech aber auch“, meinten die anderen, als sie hörten, wie es dazu kam. Von diesem Tage an war man in seinem Heimatstädtchen was die Zahl 13 betraf geteilter Meinung. Die einen hielten sie fortan für eine Glückszahl, die anderen glaubten sie brächte Unglück.

Wie dem auch sei, „Hilde Dreizehn“ hatte er seine Kleine damals getauft und jetzt, auf ihre alten Tage wurde sie wieder wild, so wild, daß sie nicht mehr zu bremsen war. Ohne auch nur ein einziges Mal anzuhalten, rauschte die wilde Hilde auf den Gleisen in Richtung Süden, so schnell, daß der Kuckuck keine Gelegenheit fand, das Fliegen zu lernen. Hätte er auch nur einmal versucht es zu üben, der Fahrtwind würde ihn hinfort gerissen haben, also wagte er es auch nicht. Bis weit weit nach Süden waren sie schon gekommen, und so konnte erst die Regenzeit die wilde Hilde bremsen, denn nasses Holz vertrug sie nicht. Zum Glück hatte Pupasch nicht daran gedacht, ihr ein Regendach zu bauen, sonst wäre sie einfach weiter gerauscht, womöglich einmal herum um die ganze Welt. Dann wäre sie wieder auf ihrem Abstellgleis gelandet und die einzige Entdeckung die Pupasch auf dieser Reise gemacht hätte wäre die, daß er im Kreise gefahren war. Dann hätte er allen in seinem Städtchen erzählt, daß die Erde eine Kugel sei, und keiner hätte es ihm geglaubt, weil er ja doch im Kreise gefahren war.

Nein, da war es so wie es war schon besser, denn hier gab es etwas viel Wichtigeres für Pupasch zu entdecken, etwas, was die Menschen ihm vielleicht eher glaubten als das mit der kugelrunden Erde.

Vielleicht aber auch nicht, wir werden es noch sehen.

Da standen sie nun also plötzlich still hier im Regenwald im Regen und taten sich vor Staunen nicht regen. Aber nicht lange, denn über einen solchen Regen wie den in der Regenzeit im Regenwald kann man nicht allzu lange staunen, ohne sich darüber aufzuregen, daß es nicht endlich aufhört zu regnen. An solch einen Regen, der nicht etwa Stunden oder Tage andauerte, sondern Wochen und Monate, mußte man sich erst gewöhnen. Aber Pupasch war an so etwas nicht gewöhnt und deshalb regte er sich auf. Er konnte sich gerade noch zurückhalten, sonst hätte er beinahe wieder mit dem Fluchen angefangen.

Sicher, der Regen hatte seine wilde Hilde gezähmt, aber bald würde sie zu rosten beginnen, denn „wer rastet, der rostet“, sagt ein altes Zugführerspruchwort. Dann würde ihre schöne neue Farbe abblättern, nackt und häßlich würde sie dastehen, Husten und Schnupfen bekäme sie und brächte keinen Tuut mehr heraus. Könnte sie das alles in ihrem Alter noch verkraften?

Und wie erging es unserem Kuckuck? Auch nicht viel besser als seinen Weggefährten. Durch die anhaltend wilde Fahrt der Lok war er zu einem richtigen Zugvogel geworden, vielleicht aber auch ein Lokvogel, so genau ließ sich das in dem Regen nicht erkennen. Fest stand nur eines – er konnte nicht fliegen. Nicht einmal jetzt war es ihm möglich zu üben, denn der Regen war so stark, daß er jeden Versuch zunichte machte. Immerhin, zu fressen gab es für ihn bei solchem Wetter in Hülle und Fülle. Regenwürmer über Regenwürmer tummelten sich in dem Laubhaufen, daß es nur so wimmelte.

Als Pupasch den Kuckuck so schlemmen sah, bekam er auch Appetit, nein, nicht auf die Regenwürmer, aber auf seine Konserven. Dazu müßte er ein Feuer anzünden, nur wie bei diesem Regen? Was er auch tat, es war unmöglich.



Zum Glück geht auch die längste Regenzeit einmal zu Ende und die Sonne zeigte wieder ihr strahlendes Gesicht. Sie warf ihr Licht auf den Platz im Wald, wo die Reise unserer Entdecker ihr vorläufiges Ende nahm.

Dort gibt es jetzt auch für uns etwas zu entdecken:



Einen total fettgefressenen Kuckuck nämlich, außerdem einen ziemlich abgemagerten Pupasch sowie eine völlig verrostete, häßlich rotbraune Lok, die hinter einem riesigen Haufen geöffneter Konservendosen, nicht mehr zu sehen sind.

Dann gab es dort noch einen Gestrüpphügel aus abgehackten Ästen, zerbrochenen Zweigen und abgerissenen Blättern, der allerdings im Urwald nicht sonderlich auffiel.



Da fragt man sich natürlich, warum der Pupasch so abgemagert war, wenn doch hier so viele geöffnete Konservenbüchsen herumlagen?

Nun, dem armen Pupasch ist schon bald der Appetit auf Konserven vergangen, denn er konnte ja kein Feuer machen, um sich sein Essen zu kochen. Anfangs schaffte er es zwar noch wie gewohnt, den Inhalt einer ganzen Dose zum Mittag zu verzehren, doch dieses ungekochte kalte Zeugs schmeckte ihm zunehmend weniger, lag ihm immer schwerer im Magen. Nach drei Tagen brachte er nur noch die Hälfte herunter, kurz darauf war es ein Viertel und nach einer Woche aß er nur noch drei Löffel voll – einen zum Frühstück, einen zu Mittag und einen am Abend. Dann warf er die Dose auf den Haufen. Klar, daß der darin verbliebene Rest bei der feuchten Wärme am nächsten Tag gänzlich ungenießbar war, jedenfalls für Pupasch. Deshalb mußte der sich eine neue Büchse öffnen. Klar auch, daß sich sämtliches kleine Getier über die Reste hermachte. Es wimmelte und schwirrte nur so von Maden, Würmern, Käfern und Fliegen – also ein reich gedeckter Tisch für unseren Kuckuck. Jetzt wissen wir, wie der sich ebenso sehr dicker und fetter fraß, wie sich Pupasch dünner und dünner hungerte. Wie der Haufen geöffneter Konservendosen zustande gekommen ist, wissen wir nun auch. Was aber ist mit dem Gestrüpp, wo kommt das her?

Dazu müssen wir genau fünfundzwanzig Schritte gegen den Wind gehen, dann sehen wir die kleine Behausung, die Pupasch sich aus den Bäumen gezimmert hatte, um die Regenzeit halbwegs unbeschadet zu überstehen. Ohne diesen Unterschlupf wäre er bald so aufgeweicht worden, wie wenn er zu lange in der Badewanne gelegen hätte.

„Wo gehobelt wird, da fallen Späne“, heißt ein altes Zugführerspruchwort, was bedeutet, daß alles das, was Pupasch von den gefälltten Bäumen nicht gebrauchen konnte, auf einem Haufen landete.

Sinnvollerweise hatte er die kleine Hütte gute fünf Schritte weiter gegen den Wind gebaut als der Berg Konserven stank, denn der stank zwanzig Schritte gegen den Wind.



Nun aber war die Regenzeit zu Ende, die Sonne brachte es ans Licht und der Wind hatte langsam aufgehört zu wehen. Oje, wogegen, wohin sollte nun der Konservenhaufen stinken, wenn nicht gegen den Wind? Genau, jetzt stank er zum Himmel und es dauerte nicht lange, da verfinsterte sich der mit einem Male und es drang ein Donnergrollen heran, als zöge ein Gewitter herauf. Pupasch betrachtete gerade nachdenklich sein Werk, während er um den Haufen schritt, um sich einen Eindruck zu verschaffen, über das gesamte Ausmaß ihrer Rast. Vom Donnergrollen überrascht schaute er nach oben und genau in dem Augenblick fing es fürchterlich zu regnen an. Es platschte, klatschte und platterte nur so auf unsere davon völlig überraschten Entdecker herab, wie als wären sie in einen Wolkenbruch geraten, und genauso schnell wie es begonnen hatte, war der Spuk auch wieder vorüber. Pupasch schaute zu seiner Lok, sah auf den Kuckuck, dann betrachtete er sich selber von unten nach oben und von oben nach unten. Jetzt wurde ihm klar, um welche Art Wolkenbruch es sich hier handelte. Ein großer Schwarm heimischer Vögel war über sie hinweggeflogen und hatte den Lagerplatz unserer Entdecker offensichtlich mit seinem Klo verwechselt.

Solche freien Plätze mitten im Wald benutzen die Vögel gerne als Klo, denn dort fällt viel Licht auf den Vogelmist und verwandelt ihn zu Dung. Der Dung wiederum dient dem Wald als Nahrung.

Ein gesunder, kräftiger Wald sorgt also dafür, daß es in ihm genügend solcher Vogelklos gibt. „Ist der Wald gesund, freut sich der Mensch“, heißt ein altes Sprichwort und daß das auch wirklich so ist, kann man daran sehen, daß die Menschen, die durch den Wald spazieren gehen, sich jedesmal freuen, wenn sie an eine Lichtung kommen. So nennen die Menschen diese Plätze voller Licht und Dung mitten im Wald.

„Hihihihi, hahahah, hohoho“, lachte es plötzlich von dem Baum herab, unter dem Pupasch vor dem Mistregen Schutz gesucht hatte. Er schaute nach oben. „Platsch, klatsch“, machte es noch einmal und ein großer Flatschen Vogelgedreck traf ihn auf der Schulter. „Macht einen ziemlich gesunden Eindruck, dieser Wald“, dachte Pupasch und eigentlich hät-

te er sich ja darüber freuen müssen, denn er befand sich doch in einer Lichtung. Zu seiner Überraschung aber kam eine heftige plötzliche Wut in ihm hoch. Drohend streckte er seine Faust nach oben und fast hätte er wieder geflucht.

„Du - du - Kacka du“, brachte er nur aus sich heraus, so wütend war er, daß ihm fast die Luft wegblieb. „Hihihihi, hahaha“, gackerte es erneut und „klatsch, patsch“, traf es seine andere Schulter.

„Du - du - Kacka du“, stotterte Pupasch durch solche Unverfrorenheit etwas aus der Fassung, „warte du nur, wenn ich dich erwische.“ Der Vogel flog herunter und flatterte im Kreise um Pupasch herum, daß dem ganz schwindlig wurde. „Woher kennst du meinen Namen, wer hat dir meinen Namen verraten?“, wollte der Vogel wissen, „sag‘ schon, was wünschst du dir?“ Pupasch verstand nicht. „Niemand hat



mir deinen Namen verraten du – du – Kacka du“, schimpfte er, „und hör‘ sofort auf mit dem Geflattere.“ Sofort setzte sich der Vogel brav auf einen Ast. „Wünschst du noch mehr von mir, oder kann ich wieder weiter?“, fragte er. Pupasch verstand noch immer nicht. „Jetzt erkläre mir doch mal, was das ganze Theater hier soll“, platzte es aus Pupasch heraus, „und wer bist du denn eigentlich?“ Diesmal verstand der Vogel nicht. „Aber, das weißt du doch, wer ich bin. Ich heiße Dudu, Dudu Kakadu, und du hast mich schon dreimal bei meinem Namen genannt. Wer mich bei meinem Namen nennt, dem gehöre ich und muß ihm zu Diensten sein, solange er es will.“

Pupasch schlackerten die Ohren, so etwas Verrücktes hatte er noch nicht gehört, aber dennoch ging ihm ein Licht auf. „Es handelt sich hier eindeutig um ein Missverständnis“, erklärte Pupasch. „Oje“, dachte der Vogel, „wenn ich das gewußt hätte. Warum kann ich auch meinen Schnabel nicht halten, jetzt habe ich auch noch selber meinen Namen verraten, so etwas Dummes.“

„Du mußt keine Angst haben, Dudu“, beruhigte ihn Pupasch, „ich habe schon einen Vogel und auch eine Lokomotive, das reicht mir. Du bist also frei, kannst fliegen wohin du willst.“ Als Dudu das hörte, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Leicht wie eine Feder fühlte er sich, machte vor Freude einen Luftsprung und drehte drei Runden um den Lagerplatz. „Dann seid ihr ja doch nicht so schlimm, wie es den Anschein hat, wenn man sich diese Müllhalde hier betrachtet“, bemerkte er fröhlich. „Was wollt ihr eigentlich hier in meinem Wald“, fragte er Pupasch, nachdem er auf seiner Schulter Platz nahm, „und warum macht ihr nur so einen entsetzliche Krach – er schaute dabei den Kuckuck an – und so einen fürchterlichen Dreck?“

Der Kuckuck, die Hilde und Pupasch schauten sich einander verlegen an, dann betrachteten sie den Konservenberg und den Gestrüpphügel. Außerdem war da noch rund um die Lokomotive ein Kreis abgeblätterter, alter Farbe. „Bäh, pfui“, schüttelte es Hilde vor Ekel, wobei zu allem anderen Unrat auch noch der halbe Rost von ihr herabriesel-

te. „Oh, entschuldige, das wollte ich nicht. Wie kann ich das alles nur wiedergutmachen?“, fragte sie Dudu, „denn wäre ich nicht so wild gefahren, wären wir gar nicht so weit gekommen.“

„Nein, nein, ich bin schuld“, rief der Kuckuck, „wenn ich nicht immer so laut getutet hätte, wäre die Hilde auch nicht so wild geworden – alles meine Schuld.“

„Ach, wie lieb von euch, daß ihr die Schuld auf euch nehmen wollt, aber ihr irrt euch“, wandte Pupasch ein, „denn wenn mir vor der Abfahrt nicht das Mißgeschick mit dem Faß Pieseldiesel passiert wäre, hätte das Getute vom Kuckuck meine Hilde völlig kalt gelassen. Das Faß ist mir beim Aufladen aus den Händen geglitscht und zur Hälfte über das Brennholz gekippt. Ich konnte doch nicht wissen, wie heiß dieses Zeug brennt und daß es meine Lok so wild macht“, bedauerte Pupasch. „Sonst habe ich es immer nur dabei gehabt, um deine Gelenke zu ölen“, erklärte er der Lokomotive schuldbewußt. „Also, ihr seht, alles nur meine Schuld.“ Dudu war ganz gerührt von den Geständnissen. „Was genau ist denn dieses Pieseldiesel eigentlich, daß es so wild macht?“, hakte er neugierig nach. „Du weißt nicht, was Pieseldiesel ist?“, lachte Pupasch, „das kennt doch jedes kleine Kind bei uns im Städtchen. Also es ist, äh, – genau genommen ist es, äh“, stotterte Pupasch, „eine Erfindung, ja, das ist es, eine Erfindung. Das war nämlich so:

Vor noch gar nicht so langer Zeit hat ein Entdecker entdeckt, daß es tief in der Erde riesige Höhlen gibt, die gefüllt sind mit einem dicken, klebrigen, übelriechenden schwarzen Brei. Anfangs wußte keiner was das für Zeug war und wozu es gut sein könnte, bis man es eines Tages zu Herrn Mieselpiesel brachte. War auch Entdecker, dieser Piesel, genau wie ich, aber entsetzlich eingebildet, hielt sich für etwas ganz Besonderes. Das ging so weit, daß er behauptete seine Entdeckungen nicht entdeckt, sondern erfunden zu haben, weshalb er auch kein gewöhnlicher Entdecker, sondern ein Erfinder sei. Jedenfalls entdeckte er, äh, fand er heraus, wie sich aus dem dicken, klebrigen, schwarzen Brei, ein

Öl herstellen ließ, eines, mit dem man Lokomotiven ölen kann, damit sie während der Fahrt nicht mehr so laut quietschten. Man kann sich vorstellen, wie froh die Lokomotivführer allen Ortes darüber waren. Endlich konnten sie ohne das ohrenbetäubende, nervtötende Gequietsche ihrer Eisenbahnen auf Fahrt gehen. Klar, daß alle dieses Öl haben wollten, egal für wie eingebildet sie diesen Piesel auch hielten. Deshalb gingen sie auch ohne zu murren auf seinen Vorschlag ein, ihn als Erfinder zu bezeichnen und dieses Öl nach seinem Erfinder zu benennen. „Ach, dieses Öl“, schwärmten die Zugführer vor Begeisterung, während sie auf ihren Lokomotiven ganz leise über die Gleise rollten. War dieses Öl dann einmal alle, brauchten sie nur zu Herrn Mieselpiesel gehen, „dieses Öl“ zu verlangen, schon bekamen sie es verkauft. Natürlich ärgerte es diesen Piesel maßlos, daß die Zugführer, wenn sie sein Öl kaufen wollten, immer nur mit dem Finger darauf zeigten und „dieses Öl“ sagten, statt es, wie er es wollte, Pieselöl zu sagen. Wenn sie so weitermachten, würde er sein Öl demnächst aus dem Verkehr ziehen, das hätten sie dann davon.

„Diesel miesel Piesel“, sagte ein chinesischer Zugführer, der extra aus dem fernen China herbei kam, um im Städtchen dieses Öl zu kaufen. Also „Diesel miesel Piesel“, sagte er zu einem einheimischen Zugführerkollegen, „Diesel miesel Piesel ist wilklich ein sehl sehl eingebildetel Entdeckel.“ Der einheimische Zugführerkollege konnte sich vor Lachen nicht halten. „Diesel Mieselpiesel Entdeckel“, wiederholte er andauernd, wobei er sich vor Lachen kugelte.

Natürlich wollten die anderen Zugführer des Städtchens mitlachen und kamen herbeigefahren. „Diesel Mieselpiesel Entdeckel“, hörten sie ihren lachenden Kollegen immer wieder nur sagen, ohne recht zu verstehen, was das wohl hieße. Piesel kannten sie ja, aber den Rest? Kurz gesagt: Sie verstanden eigentlich nur Bahnhof. Bahnhof verstehen heißt soviel wie gar nichts verstehen und zwar deshalb, weil man sich auf einem Bahnhof verlaufen kann, weil man nichts verstehen kann, weil es so laut ist. Wer das jetzt verstanden hat, der hat wirklich Bahnhof verstanden. Bahnhof oder nicht – darauf kam es jetzt eigentlich gar

nicht an. Eher kam es darauf an, wie ansteckend das Lachen war und es erwies sich als sehr ansteckend. Von dem Lachen angesteckt, lachten die Zugführerkollegen lauthals mit und versuchten es dabei nachzusprechen. „Diesel Mieselpiesel Entdeckel“ wiederholten sie mehrmals laut lachend, und als sie erst ihren ratlosen chinesischen Kollegen bemerkten, wie er beleidigt in seinem Führerhäuschen saß, da ging ihnen ein Licht auf, und nun lachten sie erst richtig los. „Dieselmieselpiesel, Pieseldieselmiesel, Mieselpieseldiesel“, spielten sie mit den Worten herum, „Entdeckel, Elfindel“, jauchzten sie, nahmen ihren chinesischen Kollegen bei den Händen und tanzten einen Freudentanz mit ihm.

Bald darauf trafen sie mit Herrn Piesel ein Abkommen, in dem der sich verpflichtete weiterhin sein Öl zu verkaufen und die Zugführer verpflichteten sich, den Erfinder nicht vor aller Welt lächerlich zu machen. Um das auch sicherzustellen, bestand Herr Piesel darauf, daß sein Name fortan nicht mehr mit seiner Erfindung in Zusammenhang gebracht werden könne. So einigte man sich dahingehend auf Dieselöl, oder noch viel einfacher, einfach nur auf Diesel.

Dudu war etwas verwirrt und mußte einfach nur staunen über diese Geschichte, die ihm Pupasch soeben aufgetischt hatte, denn Dudu hat keinen Sinn darin erkennen können. Wie auch, ist er doch sein Leben lang nicht aus dem Regenwald herausgekommen. Woher also sollte er wissen, was ein Chinese ist, er hatte ja noch nie einen gesehen, geschweige denn mit einem gesprochen. Folglich konnte er auch nicht wissen, daß die Chinesen statt eines „R“ ein „L“ sprechen, und weil er das alles nicht wußte, verstand er eben auch nur Bahnhof. „Miesel“ sagte der Chinese deswegen, weil er den Piesel nicht nur mies, sondern noch viel mieser als mies fand.

„So so“, meinte Dudu, „war ja hoch interessant zu erfahren, wie es bei euch zu Hause so pieselt, aber warum macht ihr denn so einen weiten Weg, um euch hier vollpieseln zu lassen, wenn ihr es auch bei euch haben könnt?“, fragte er Pupasch.

Doch als Pupasch gerade wissen wollte, wie diese Frage gemeint war, hörte man aus der Ferne wieder dieses unheimliche Donnergrollen heranziehen.

„Schnell in die Hütte“, rief Dudu, und kaum hatte Pupasch seine kleine Behausung erreicht, verdunkelte die donnernde schwarze Wolke den Himmel abermals. Fett wie der Kuckuck war, hatte der es natürlich nicht mehr geschafft sich unterzustellen und wurde total eingedeckt, ebenso die Hilde.

„Wer rastet, der rostet“, heißt ein altes Eisenbahnerspruchwort und bedeutet: „Wer rostet, kann nicht mehr schnell genug verschwinden, wenn es Dicke kommt“ – und hier kam es eben Dicke.

Pupasch standen die Tränen in den Augen. „Meine gute alte 13, das war ihr Spitzname, so etwas hat sie nun wirklich nicht verdient und der Kuckuck auch nicht, und alles nur, weil ich ein Entdecker sein will.“

Der Schreck fuhr Dudu in die Glieder, doch er ließ sich nichts anmerken. „Da seid ihr hier aber völlig fehl am Platze, denn ich kenne den ganzen Wald und darin gibt es rein gar nichts zu entdecken“, beeilte er sich zu sagen. „Da will ich mal nicht so sein und euch schnell zu einem sauberen Fluß führen, damit ihr euch waschen könnt. Dann bringe ich euch sicher wieder heraus aus diesem völlig uninteressanten Wäldchen. Für echte Entdecker wie euch ist das hier nicht ganz das Richtige.“

Geschickt führte er unsere Entdecker zuerst aus dem Regenwald heraus und dann immer in Richtung Heimat. Ganz unauffällig machte Dudu die Fahrt zu einer Entdeckungsreise, zu seiner Entdeckungsreise allerdings, bei der Pupasch darüber total vergaß, weshalb er eigentlich unterwegs war. Indem Dudu nämlich die 13 samt Kuckuck und Zugführer immer weiter vom Regenwald wegführte, begann der selber die Welt zu entdecken. Einmal flog er neugierig hoch am Himmel voraus und betrachtete die Gegend.

„Euer Wald macht aber einen sehr gesunden Eindruck“, sagte er, nachdem er wieder zurück war, zu Pupasch. „Ja, findest du wirklich?“

„Ja, mit Wald kenne ich mich aus, und nie habe ich einen mit solch vielen Lichtungen gesehen.“ Pupasch überlegte. Er versuchte sich vor-

zustellen, was Dudu meinte. „Was du Lichtungen nennst, sind bestimmt unsere kleinen Städtchen“, sagte er schließlich. „Warte, bis wir durch eines hindurchfahren.“ Noch nie hatte Dudu so viele Menschen auf einmal gesehen, als sie durch eine kleine Stadt fuhren. Baumhohe Häuser aus Stein waren ihm genauso neu wie Pferdeutschen oder Fahrräder. All das gab es ja im Regenwald nicht. „Erstaunlich, wie solch eine Lichtung von unten aussieht, und was sich alles darin tummelt“, fand er. Dudu war begeistert von seinen Entdeckungen und seine Begeisterung steckte Pupasch so sehr an, daß es ihm vorkam, als sähe er dies alles zum ersten Mal.



Besonders bei einem Städtchen war das der Fall gewesen. Anfangs hatte er nichts Außergewöhnliches dort bemerkt, alles schien normal zu sein. Erst Dudu machte ihn darauf aufmerksam, denn als Vogel nimmt man die Welt mit anderen Augen wahr. Ihm war aufgefallen, daß die Uhren hier sich deutlich von den Uhren anderswo unterschieden und die Art des Unterschiedes machte ihm Angst. Unzählige kleine Vögelchen wurden hier gefangen gehalten in den unzähligen Uhren, die es in dem Städtchen gab. Zu jeder vollen Stunde öffnete sich ein kleines Fensterchen bei einer dieser merkwürdigen Uhren, die allesamt aussahen wie kleine Häuschen. Aus diesem Fensterchen schaute nun ein kleines Vögelchen heraus und mußte mit der Anzahl seiner Rufe die Uhrzeit bekanntgeben. Kuckuck, Kuckuck,



Kuckuck, rief es völlig aus dem Häuschen, wenn es Drei Uhr wurde und viermal Kuckuck rief es um Vier Uhr. Wie der Vogel von Pupasch sahen sie alle aus, nur waren sie bei weitem nicht so fettgefressen und so groß. Auch tuteten sie nicht wie der, sondern riefen eben „Kuckuck“. Auf der weiteren Fahrt überhäufte Dudu unseren Pupasch ununterbrochen mit Fragen, so daß der keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. „Was ist dies hier, wie heißt das dort?“, hieß es und so weiter und so fort. Besonders beeindruckend fand Dudu noch die vielen, vielen rauchenden Vulkane, die überall zu sehen waren und er wunderte sich über einige Lichtungen, die ganz genau so aussahen, als hätte Pupasch, die 13 und der Kuckuck dort schon des öfteren während einer Regenzeit Rast gemacht. Pupasch erklärte ihm, daß es sich bei den rauchenden Vulkanen nicht um richtige Vulkane handelte, sondern nur um die Schornsteine von Fabriken oder von Wohnhäusern.

„Das muß ich meinen Freunden daheim erzählen“, dachte sich Dudu, „die werden vielleicht staunen.“

Pupasch staunte jedenfalls auch nicht schlecht, als er merkte, daß er wieder daheim war.

„Hallo Pupasch, na, schon wieder im Lande? Erzähl doch mal, was du so alles entdeckt hast“, begrüßte ihn sein Nachbar, der übrigens auch ein Zugführer war. So war das in seinem Städtchen nun einmal – Zugführer waren dort so beliebt, daß ein jeder bei seinen Nachbarn wenigstens einen Zugführer darunter hatte und jeder Zugführer wollte natürlich einen Kollegen zum Plauschen als Nachbar haben.



„Wenn einer eine Reise macht, dann kann er was erzählen“, sagt ein Zugführersprichwort treffend, und Pupasch erzählte, erzählte und erzählte.

So war es dann auch nicht verwunderlich, daß etwas ganz bestimmtes aus Pupaschs Reisebericht blitzschnell die Runde machte. Eine echte

Entdeckung hatte der nämlich gemacht, eine, die er so ganz nebenbei, mehr zufällig entdeckt hatte. Eine Entdeckung, die er in seinem Reisebericht nur am Rande zu erwähnen für nötig befand, weil er sie gar nicht für eine solche hielt. So ganz nebenbei erzählte er seinem Nachbarn, wie wild seine 13 geworden war, nachdem er sie mit dem Pieseldiesel getränkten Holz gefüttert hatte, ja, es war ihm fast peinlich davon zu berichten.

Nun, wie dem auch war, es wurde zu einer Entdeckung von ungeheurer Tragweite.

Das muß man sich bloß einmal vorstellen, nur etwas Pieseldiesel über das Holz gekippt, und schon waren ihre Lokomotiven vor wilder Kraft nicht mehr zu bremsen gewesen. Das war doch was, daraus ließe sich doch etwas machen und vor allen Dingen waren jetzt neue Entdeckungen gefordert – neue, stärkere Bremsen zum Beispiel. Es herrschte eine richtige Aufbruchstimmung im Städtchen, bei der es nur wenige gab, die nichts entdecken wollten. Hatte dann jemand etwas entdeckt, neue kräftigere Bremsen zum Beispiel, dann wurde der genauso wie Herr Mieselpiesel – nämlich ziemlich eingebildet. So ein eingebildeter Entdecker schmückte sich dann mit einer, zwischen all den Zugführern sehr auffälligen blütenweißen Weste und nannte sich jetzt Erfinder.

Natürlich konnte sich nicht jeder Zugführer eine neue, stärkere Bremse leisten, denn so hoch wie die sogenannten Erfinder in ihren weißen Westen ihre Nasen trugen, so hoch waren auch die Preise für ihre Erfindungen.

Die also, die es sich nicht leisten konnten, fragten Pupasch, ob der ihnen nicht etwas entdecken könne, das ihre Lokomotiven bremst. Pupasch brauchte gar nicht lange zu überlegen, da hatte er eine Idee. Man brauchte den Lokomotiven nur mehr Waggons anzuhängen, mit schwereren Lasten, dann wären sie auch nicht mehr so schnell und folglich wieder mit den alten Bremsen anzuhalten. Eine sehr gute Idee war das, Pupasch, wirklich eine sehr gute Idee.

Man befolgte seinen Rat und es dauerte nicht lange, da waren alle alten Bremsen kaputt gebremst.

Aber die Zugführer waren keineswegs ärgerlich auf Pupasch, nein, sie dankten ihm sogar, feierten den Erfolg und ließen ihn hochleben, denn weil sie viel, viel mehr schwere Last von hier nach dort gebracht hatten als früher, hatten sie natürlich auch mehr dabei verdient und konnten sich folglich auch die neuen stärkeren Bremsen leisten.

Auch Herr Mieselpiesel hatte eine Idee, wenn auch nicht eine ganz so gute wie Pupasch. Er dachte an den dicken, klebrigen schwarzen Brei in den riesigen Höhlen tief unter der Erde. „Wenn sich daraus sein Pieseldiesel machen ließ“, so war seine Überlegung, „dann ließe sich bestimmt noch mehr damit erfinden, das ähnlichen Erfolg haben würde.“ Tatsächlich erfand der Herr Mieselpiesel noch einiges, was sich aus dem schwarzen, klebrig dicken Brei herstellen ließ, unter anderem einen äußerst brenzlich riechenden Brennstoff, der schon brenzlich roch, noch bevor er überhaupt brannte. Er nannte seinen Brennstoff Brennzin, doch weil dieses Brennzin keine stinkenden schwarzen Rußwolken hervorbrachte, wollte kein Zugführer das Zeug an seine Lokomotive verfüttern.

Bald hatte man auch entdeckt, daß die Züge gänzlich ohne Holz fahren – einfach den Pieseldiesel der Lokomotive in den Rachen geschüttet, und schon ging die Fahrt mächtig los. Das sah man gerne und freute sich über die lustigen schwarzen Rußwölkchen, die die Lok dabei ausspuckte.

Wäre jetzt so ein Naseweis daher gekommen, so einer, der alles besser weiß, und hätte ihnen erzählt, wie gefährlich dieses Pieseldiesel für die Menschen ist, wie krank der Ruß besonders die Kinder machen kann. Die hätten ihm sofort an seiner weißen Nasenspitze angesehen, daß der bestimmt kein Zugführer sein könne, denn die hatten allesamt eine schwarze Nasenspitze.

„Was willst du uns denn da weismachen?“, hätten sie den Naseweis gefragt. „Von solch Naseweis lassen wir uns doch nichts weismachen“, hätten sie gesagt. „Was so einer schon erzählt, pah, und selbst wenn es stimmt, wir Zugführer sind hart im nehmen, keine Weicheier, und was die Kinder angeht; die meisten wollen doch wohl Zugführer werden.“

Da ist es nur gut, schon früh die Spreu vom Weizen zu trennen, sagt ein altes Zugführersprichwort. Seitdem Pupasch mit seinem Reisebericht also für Aufbruchstimmung gesorgt hatte, blieb ihm genügend Zeit, darüber nachzudenken, was er mit seiner Reise eigentlich bezwecken wollte.

Auch Dudu dachte nach, und zwar darüber, wie sich für ihn hier in der Fremde die Zeit vertreiben ließ. Im Gegensatz zu Pupasch, brauchte er nicht lange zu überlegen, bis es ihm einfiel.

„Du Kacka du“, hörte man es schon bald von überall in dem Städtchen schimpfen, und „zum Kuckuck mit dir, du Kacka du“, oder „verschwinde zum Kuckuck nochmal“, oder „geh‘ doch zum Kuckuck“.

Dudu machte sich nämlich einen Spaß daraus, den Zugführern einen dicken weißen Fleck auf ihre schwarze Uniform zu verpassen. Welch ein Glück, daß all die Zugführer hier seinen Namen nicht richtig aussprechen konnte, denn er hieß ja Dudu Kakadu und nicht Du Kacka du. Sonst hätte er einem von denen gehört und ihm zu Diensten sein müssen. Einmal allerdings fuhr ihm der Schreck in die Glieder, als jemand seinen Zeigefinger hob und sagte: „Du du, du Kacka du, so etwas tut man aber nicht, also scher dich zum Kuckuck.“ Das war knapp. Aber knapp vorbei ist auch daneben, heißt es nicht umsonst. Dennoch, es machte ihn stutzig. Fanden die Leute etwa, daß er, der gute Dudu, häßlich wäre, sollte er sich vielleicht deswegen zum Kuckuck scheren? Dann würde er ja wie der Kuckuck aussehen, nur nicht ganz so fett. Durfte er sich überhaupt scheren lassen? Damit hatte er wirklich gar keine Erfahrung. Und was wäre, wenn er es selber versuchte, würde er danach vielleicht aussehen wie eine Taube oder gar ein Huhn, was wäre dann?

Ach, wie schwierig ist es doch für einen Dudu Kakadu in diesem fremden Land. Die Leute waren wirklich schwer zu verstehen. Das beste wäre, er fragt den Kuckuck, dachte sich Dudu, denn der kennt sich hier besser aus.

Tatsächlich aber war es gar nicht so leicht, zum Kuckuck zu gehen, den Kuckuck zu finden, zwischen all den Lokomotiven hier, denn der konnte ja immer noch nicht fliegen und sein Ruf unterschied sich nicht

von dem einer Lok. Hätte er hoch oben auf einem Baum gesessen und getutet, dann hätte Dudu ihn sofort gefunden. Klar, weil Lokomotiven nämlich nicht auf Bäume klettern konnten, das wußte er, dazu waren sie einfach zu schwer, kein Ast hätte sie tragen können – deshalb konnte es nur der Kuckuck sein, der oben auf dem Baum saß und tutete.

Schließlich hat er ihn dann doch noch gefunden. „Was hältst du davon, wenn ich dir das Fliegen beibringe?“, fragte Dudu den Kuckuck, und du zeigst mir dafür die besten Futterplätze. Ich glaube, ich falle den dicken Zugführern unangenehm auf, so dünnbäuchig wie ich bin, anders kann ich mir nicht erklären, warum sie alle sagen, ich solle zum Kuckuck gehen. Der fette Kuckuck willigte ein und nahm von den Flugübungen im gleichen Maße ab wie Dudu kräftig zulegte, weshalb schon bald zwei Vögel sich einen Spaß daraus machten, den dicken Zugführern weiße Flecke auf ihre schwarzen Uniformwesten zu klecksen. Nur waren jetzt die Flecke, die Kleckse bei weitem größer und zahlreicher als zuvor.

So gab es bald keinen Zugführer mehr hier, der nicht wenigstens einen dicken, weißen Fleck auf seiner schwarzen Weste fand.

Andererseits fand sich auch bald niemand mehr, weder ein Entdecker noch ein Erfinder in dem Städtchen, der eine blütenweiße Weste hatte, so sehr waren die alle vom Pieseldiesel vollgerußt. Das hatte zum einen den Grund, daß die mit der weißen Weste ebenfalls anfangen mit dem Pieseldiesel herumzupanschen. Heizten sie bisher ihre Häuser, so wie es sich für jemand mit einer weißen Weste auch gehört, mit Holz, so schütteten sie nun Pieseldiesel in ihre Öfen. Da blieb keine weiße Weste lange weiß.

Zum anderen ließen sie sich, statt mit ihren Fahrrädern oder Pferdewagen zu fahren, von den Zugführern in ihren Pieseldiesellokomotiven durch die Gegend kutschieren. Keine auch noch so weiße Weste konnte unter solchen Umständen sauber bleiben.

Dudu und der Kuckuck hatten ihren Spaß voll ausgekostet und damit einen Zustand allgemeiner Verunsicherung und Verwirrung hervorge-

rufen, denn inzwischen konnte man beim besten Willen nicht mehr erkennen, um wen es sich bei den Bewohnern des Städtchens handelte. War jener nun ein Zugführer mit schwarzer Weste und weißen Flecken, oder war es jemand mit schwarzen Flecken auf weißer Weste? In dieser Verwirrung wurde der Ruf nach Herstellung der guten alten Ordnung laut und man fand, daß zu dieser Herstellung es unbedingt nötig sei, Pupasch sogleich, zusammen mit seiner 13, dem Kuckuck sowie Dudu Kakadu, ganz weit weit fort auf Entdeckungsreise zu schicken, am besten gleich dorthin wo der Pfeffer wächst.

„So ein Mist“, dachte sich Dudu, „jetzt geht das schon wieder los“, und überlegte, wie er Pupasch am besten vom Regenwald fernhalten könnte, hatte er ihn doch erst vor kurzem dort herausgeführt und heimgebracht.

Was meint ihr Kinder, warum wollte Dudu Kakadu keinen solchen Entdecker wie Pupasch in seinem Regenwald haben? Gab es dort vielleicht doch etwas zu entdecken, etwas, was besser unentdeckt bleiben sollte? Oder war es, weil Pupasch soviel Dreck machte, überall seine Konservendosen herumliegen ließ, oder die Bäume fällte, um sich für die Regenzeit eine Behausung zu zimmern? Vielleicht sollten wir ihn das selber fragen, uns kann er es doch verraten, wir sagen es auch bestimmt nicht weiter.

Dudu, komm doch mal, die Kinder wollen von dir wissen, warum Pupasch nicht in den Regenwald soll.

„Das ist ein Geheimnis und geht niemanden etwas an, mehr darf ich euch nicht verraten, liebe Kinder, und außerdem habe ich auch gar keine Zeit irgendwelche Geheimnisse auszuplaudern, wir müssen jetzt nämlich los.“

Stimmt, die 13 stand schon vollbepackt mit Pieseldiesel- und Trinkwasserfässern sowie reichlich Holz in den Startlöchern. Pupasch war auch schon bereit und stieg gerade in sein Führerhäuschen ein. Was hatte er denn da unter den Arm geklemmt? Sieht doch aus wie ein Buch. Ach ja, das gute Buch, daß er vor seiner Abreise bis zur Hälfte gelesen hatte. Inzwischen war auch die zweite Hälfte geschafft, und er trug es deswegen

bei sich, damit er nicht unterwegs wieder vergaß, wohin er eigentlich fahren wollte. Ihr erinnert euch?

Das Buch mit dem Titel:



Pupasch wollte nun dieses Herz entdecken, von dem dieser Herzschlag herrührt. Daß er zuerst dahin sollte, wo der Pfeffer wächst, paßte ihm daher zwar nicht so ganz in den Kram, aber wer weiß, vielleicht entdeckte er unterwegs etwas, was ihn seinem eigentlichen Ziel sogar näherbrachte, als er sich im Augenblick vorstellen konnte. Und überhaupt, vielleicht ließ sich der Pfeffer ja noch gut gebrauchen.

„Ja, vielleicht“, dachte sich Pupasch, „vielleicht ist es diesmal auch notwendig, eingefahrene Gleise zu verlassen, um ans Ziel zu kommen.“ Also verließ er alle eingefahrenen Gleise, begab sich mit seiner 13 auf völlig neues, ihnen unbekanntes Gleis. Schon viele vor ihm wurden dahin geschickt, wo der Pfeffer wächst, das wußte Pupasch, doch noch nie hatte er von jemandem gehört, der von dort wieder zurückgekehrt war. Das machte die ganze Angelegenheit auch noch zu einem Abenteuer – Ausgang ungewiß!

Dudu und Pfeife wollten schon mal voraus fliegen, womit Pupasch und die 13 voll einverstanden waren, hatten sie doch nicht die geringste Lust auf irgendwelche weiße Flecken. Sie waren noch gar nicht lange

vorausgeflogen, da lag unter ihnen das Städtchen, wo es die merkwürdigen Uhren gab, die aussehen wie ein Häuschen. „Komm Dudu“, sagte der Kuckuck, „das schauen wir uns ruhig etwas näher an. Ich möchte gerne mal wissen, was es mit den gefangenen Vögeln auf sich hat, von denen du mir erzählt hast. Los komm, wir müssen uns beeilen, denn gleich schlägt es Dreizehn.“

Aber was heißt, es schlug Dreizehn, es rief – es rief dreizehn Mal „Kuckuck“. Das arme Vögelchen. „Der sieht ja aus wie du, nur viel, viel kleiner“, bemerkte Dudu und wollte das Vögelchen gerade fragen, wie es denn heißt, da klappte ihm das Fensterchen mit dem dreizehnten Ruf einfach vor der Nase zu. „Müssen wir jetzt etwa eine ganze Stunde hier warten, bis das Fenster sich wieder öffnet, oder kannst du mich auch so verstehen?“, fragte er das Vögelchen. „Ich bin doch keine Taube, also höre ich was du sagst, wenn auch etwas undeutlich, wegen des Tickens der Uhr. Sprich also ein wenig lauter“, antwortete es. „Ach, eine Taube bist du also nicht, was bist du denn dann?“, hakte Dudu gleich nach. Das Vögelchen mußte lachen: „Was seid ihr zwei denn für komische Vögel, daß ihr nicht wißt, was ein Kuckuck ist?“

„Ein Kuckuck willst du sein?“, empörte sich Dudu, „das kann ja wohl nicht so recht stimmen, ein Kuckuck ruft nämlich aus dem Wald und nicht aus einer Uhr.“ „Stimmt, das kann ich nur bestätigen“, meinte Pfeife und schaute etwas verlegen drein, denn jetzt wußte er ja, daß ein richtiger Kuckuck „Kuckuck“ ruft und nicht tutete wie eine Lokomotivenpfeife. „Ist das wirklich war?“, fragte der Kleine. „Aber klar, wenn wir es dir doch sagen. Warst du etwa noch nie in einem Wald? Kannst du denn überhaupt fliegen?“ Betroffen schaute der kleine Kuckuck zu Boden. „Ich habe geglaubt, die Uhr hier ist mein Zuhause, denn gleich nachdem ich aus dem Ei geschlüpft bin, hat man mich hier in mein Zimmer gesetzt und mir beigebracht, die Uhrzeit auszurufen, vom Fliegen war nie die Rede gewesen.“

„So eine Gemeinheit“, fanden die drei. „Paß auf“, meinte der Kakadu zu dem Kleinen, „du wärst nicht der erste, dem ich das Fliegen beigebracht habe. Willst du es lernen und mit uns kommen? Wenn ja, dann

hüpf in dem Augenblick, in dem dein Fenster sich wieder öffnet einfach herunter, dann zeige ich dir, wie das mit dem Fliegen geht.“

„Nein, warte“, warf Pfeife ein, „erst mußt du noch rufen, wie du es sollst, sonst fällt es womöglich noch auf.“ Damit hatte er natürlich recht, denn wenn der Kuckuck nicht ordnungsgemäß rufen würde, käme sicher sogleich der Hausherr, oder die Dame des Hauses, um nach dem Rechten zu sehen.

Nachdem der kleine Kuckuck brav den Rat befolgt hatte, blieb ihm noch eine gute Stunde, das Fliegen einzuüben, bevor man dann seine Abwesenheit bemerken würde.

Was glaubt ihr wie lange sie brauchten? Nicht einmal die Hälfte der Zeit ist verstrichen, da waren die drei schon auf und davon geflogen.

„Oh, wie wunderschön es ist zu fliegen“, schwärmte der Kleine, „das kann man sich, wenn man in einer Uhr sitzt, überhaupt gar nicht vorstellen.“ „Sag ich doch“, bestätigte ihn Dudu, „wie wirst du dich dann erst fühlen, wenn ich dir meinen Wald gezeigt habe, dort kannst du nach Herzenslust herausschreien, so laut und sooft du es willst.“ „Ja, das werde ich“, freute sich der Kuckuck, doch plötzlich wurde er ganz traurig. „Was ist denn mit dir los?“, wollte Dudu wissen, der sich über den plötzlichen Stimmungswandel wunderte.

„Ach, es ist nur, ach, wenn ich an all die anderen kleinen Vögelchen denke, die in ihren Uhren sitzen und von all dem Glück, das es in der Welt für sie gibt, nichts ahnen, dann werde ich traurig.“

„Du hast recht, so geht das nicht, wir müssen zurück und sie alle befreien“, sagte Dudu fest entschlossen, während er schon die Wende einleitete. Die beiden anderen folgten ihm. „Das willst du wirklich für uns tun?“, fragte der kleine Kuckuck voller Dankbarkeit. „Na klar, ist doch Ehrensache, wir Zweibeiner müssen doch zusammenhalten“, beteuerte Dudu. Das wird gewiß kein leichtes Unterfangen werden, diese Befreiungsaktion. Man muß sich nur einmal die ungeheure Anzahl von Kuckucksuhren, die es in diesem Städtchen gibt, vor Augen führen. Überhaupt ist dieses Städtchen das einzige auf der ganzen Welt, wo diese Uhren, in Handarbeit versteht sich, hergestellt werden. Und das hat einen

guten Grund, denn nirgendwo auf der ganzen Welt gibt es einen solch schwarzen Wald wie den bei diesem Städtchen hier. In diesem Wald ist es so finster, daß man sich darin verlaufen könnte, würde man als Fremder dort hineingeraten. Natürlich finden die Einheimischen sich darin im Schlaf zurecht, kennen jeden Busch, jeden Baum und was das Wichtigste ist, sie wissen, wo die Kuckucke ihre Eier hinlegen. Ja, die Kuckucke legen ihre Eier einfach irgendwo hin, ins weiche Moos, oder auf den bloßen Erdboden, daß ist ihnen egal, denn die Eier haben eine sehr, sehr harte Schale. Warum sie keine Nester bauen? Warum sollten sie, es geht doch auch so. Völlig unnötig sich solche Mühe zu machen, das Nesterbauen gehört in diesem Wald schon lange der Vergangenheit an. Ja, früher, früher war der Wald auch noch nicht schwarz gewesen, da haben sie noch alle brav ihre Nester gebaut und was war der Erfolg? Der Erfolg war der, daß sie sich im Wald nur so tummelten, die Nesträuber. Nesträuber sind übrigens alle die Tiere im Wald, die den Vögeln ihre Eier aus den Nestern rauben und davon gibt es reichlich, das wird euch jeder Vogel bestätigen. Aus diesem Grunde kamen von Mal zu Mal weniger Vögel und weniger Vogelarten in diesen Wald, denn sie alle hatten es satt, sich weiterhin von den Nesträubern ihre Nester ausrauben zu lassen. Die meisten also suchten das Weite und übrig blieb fast nur der Kuckuck, der brachte es einfach nicht über das Herz den Wald zu verlassen. Hier wurde auch sein Lied geschrieben. „Kuckuck, Kuckuck ruft’s aus dem Wald“, heißt es aus dem Grunde, weil ein richtiger Kuckuck nun einmal aus **dem** Wald ruft, wo er her ist, und nicht aus einem anderen.

Jetzt gab es also nur noch den Kuckuck in besagtem Wald und natürlich noch die Nesträuber, mit denen sich nun der arme Kuckuck als einziger Vogel herumzuschlagen hatte. Da mußte der sich aber schnell etwas einfallen lassen, sonst hätte es schlecht für ihn ausgesehen. Zum Glück hatte einer von ihnen die rettende Idee. Er legte seine Eier einfach nicht mehr in sein Nest und schon waren sie vor den Nesträubern in Sicherheit. Die machten sich natürlich nun bald über die anderen vollen Nester in den anderen Wäldern her, weil aus einem leeren Nest

im Kuckuckswald nichts mehr zu rauben war. Bevor jedoch dieser Fall eintrat, mußte natürlich erst etwas anderes eintreten. Schnell haben alle Kuckucke begriffen, wie sie die Nesträuber an der Nase herumführen konnten.

Ihre Freude darüber war so groß, daß sie übermütig, ja geradezu hochmütig wurden. Jetzt wollten sie die Nesträuber auch noch ärgern und zu dem Zweck setzte sich ein Kuckuck in ein leeres Nest und tat so, als brüte er seine Eier. „Kuckuck, Kuckuck“, rief er so laut er konnte, um die Nesträuber auf sich aufmerksam zu machen. Kamen die dann herbei geschlichen in der Hoffnung auf einen anständigen Nestraub und waren schon fast den ganzen Baumstamm hinaufgeklettert, flog der Kuckuck einfach auf einen anderen Baum und wiederholte sein Spiel. „Kuckuck, Kuckuck“, lockten von unzähligen leeren Nestern die Kuckucke ihre Opfer, die Nesträuber, herbei. „Kuckuck, Kuckuck“, war nun der einzige Vogelruf, den der Wald zu hören bekam, denn den wenigen anderen Vögeln verschlug es glatt die Sprache, weshalb sie sich dann auch nach „Woandershin“ verzogen haben. Kein liebliches Gezwitscher war nun mehr zu vernehmen, nur ein lockendes „Kuckuck, Kuckuck“.

Da wurden die Nesträuber aber schön hereingelegt. Das hielt kein Nesträuber lange aus, so an der Nase herumgeführt zu werden – grün und blau haben die sich geärgert darüber.

Grün und blau vor Ärger suchten sie sich dann auch mit knurrendem Magen einen anderen Wald, zumal es in diesem hier sowieso nur leere Nester zu finden gab.

Und noch einer, der Wald nämlich, ärgerte sich maßlos über die dreisten Kuckucke. Weil er aber sowieso schon grün und blau war, gewissermaßen von Natur aus, ärgerte der sich nun schwarz, und schwarz ist er bis heute geblieben, der Wald.

So schwarz wie dieser Schwarzwald war, lockte er durch sein ungewöhnliches Aussehen die Menschen an, die in seiner Nähe lebten. Schnell bekamen die heraus, was dort auf dem Waldboden alles herumlag, unzählige Kuckuckseier nämlich, und weil die Kucku-

cke wegen der großen Dunkelheit nicht erkennen konnten, was die Menschen in dem Wald machten, und diese bei jedem ihrer Besuche immer eine genügend große Anzahl Kuckuckseier unbehelligt dort liegen ließen, gibt es auch heute noch genügend kleine Kuckucke für die Kuckucksuhrenherstellung in dem Städtchen, wo die Befreiungsaktion unserer drei Freunde nun in vollem Gange war.

Die Uhren werden übrigens, falls noch nicht erwähnt, allesamt in Handarbeit gefertigt und eine jede mit einem Kuckucksvögelchen versehen. Von hier aus werden sie in alle Welt versandt und ein jeder kann hierher kommen, um sie in einem der unzähligen Uhrenläden zu kaufen. Allein in einem einzigen Laden befinden sich wiederum unzählige solcher Kuckucksuhren, von denen keine einzige einer anderen gleicht. Wollte man sich dort eine solche Uhr kaufen, sollte man aber auf gar keinen Fall den alljährlich dort stattfindenden Eiertanz mitten im Wald versäumen, den die Besucher zur Freude der Einheimischen vorführen.

Bei solch vielen Uhren könnte es schwierig werden für Dudu und seine Freunde, aber schließlich werden sie es wohl schaffen, entschlossen wie sie waren, und weil wir ihnen dabei jetzt aber auch gar nicht helfen können, sondern ihnen wahrscheinlich bloß im Weg herumstehen würden, wenden wir uns lieber wieder Pupasch und seiner 13 zu.



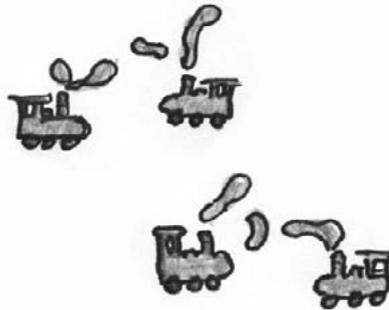
Die sind aber schon weit vorangekommen, alle Achtung. Kaum zu glauben, wie dieses mit Pieseldiesel getränkte Holz die gute alte 13 noch einmal in Fahrt bringt. Sicher, Pupasch hätte sich das Holz sparen können, denn das Pieseldiesel ließ sich auch gleich vom Faß aus ganz ohne Holz an die Lok verfüttern. Doch in Anbetracht ihres Alters erschien ihm solches Kraftfutter nicht das passende zu sein. Wie heißt ein altes Zugführersprichwort noch? „Bloß nicht so schnell, ein alter Mann ist doch kein D-Zug.“ Das gleiche gilt natürlich auch für eine alte Frau wie unsere 13. Ein D-Zug ist übrigens ein Durchfahr-

zug, einer, der vom Start bis zum Ziel ohne zu halten schnell und zügig durchfährt. Dafür steht also das „D“ – für Durchfahren.

Die Lok hatte sich inzwischen einigermaßen an das mit Pieseldieselzusatzfutter getränkte Holz gewöhnt, auch wenn der Hals noch immer etwas kratzte und sie des öfteren dicke schwarze Rauchwolken aushusten mußte.

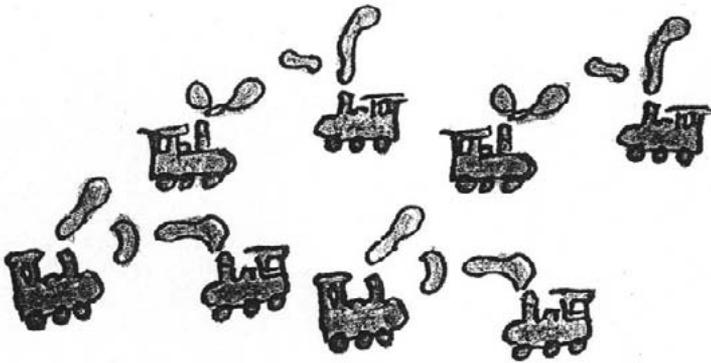
Bisher hatte Pupasch auf dieser Fahrt noch nichts Neues entdeckt, eher war es umgekehrt. Mit einem lauten „Tuut tuuut“, rauschte von ferne ein Zug auf ihn zu. „Tuut tuut tuut“, tutete der freudig, endlich hatte nämlich er Pupasch auf seiner 13 entdeckt und verlangsamte jetzt seine Fahrt. Huii, der hatte es aber eilig gehabt, so wie seine Räder beim Bremsen über die Schienen quietschten. Der 13 wurde schon angst und bange, ein Zusammenstoß hätte ihr gerade noch gefehlt. „Gleich knallt es“, jammerte die 13 und schloß ihre Augen; das konnte sie nicht mit ansehen. Doch zu ihrer Verwunderung blieb der Knall aus. Stattdessen sprang der heranfahrende Zug vom Gleis und rollte haarscharf an ihr vorbei. Das war knapp, aber dicht vorbei ist auch daneben, heißt es in einem der vielen Zugführersprüche treffend. „Wie kann man sich nur so danebenbewegen“, dachte sich Pupasch kopfschüttelnd. Der Zug war noch nicht zum Stehen gekommen, da sprang der Zugführer schon von ihm herunter und rannte, vor lauter Aufregung etwas außer Atem, auf Pupasch zu. „Pupasch, Pupasch, ein Glück, daß ich dich gefunden habe, du mußt uns helfen, du bist doch ein Entdecker, du mußt etwas entdecken, was hilft.“ „Immer mit der Ruhe“, versuchte Pupasch seinen Kollegen zu beruhigen, „immer mit der Ruhe und dann mit 'nem Ruck. Was ist denn überhaupt geschehen?“ „Eine Katastrophe, eine riesige Katastrophe, sieh doch nur“, jammerte der Kollege und zeigte auf seinen Zug. Pupasch runzelte die Stirn und kratzte sich die Schläfe. „Da übertreibst du aber jetzt“, meinte er. „Gut, der Zug hat sich etwas daneben bewegt und ist dabei ein bißchen entgleist, aber da spricht man doch nicht gleich von einer Katastrophe.“ „Aber schau doch mal genau hin!“, keuchte der Kollege aufgeregt, „wie viele Räder zählst du?“ Pupasch zählte: „Eins, zwei, drei und vier.“ Er zählte noch

einmal: „Eins, zwei, drei, vier? Vier Räder nur? Das ist allerdings bedenklich“, mußte er zugeben. „Sag ich doch, sag ich doch“, japste der Kollege. „Ihr wart noch gar nicht lange aus dem Städtchen, da fing es an. Erst bei einigen, dann bei immer mehr Lokomotiven. Anfangs bewegten sie sich nur etwas daneben, dann aber wurden sie immer wilder, entgleisten völlig und bewegten sich total daneben, und was das Schlimmste ist – jetzt haben sie fast alle ein Rad ab.“ „Sie haben ein Rad ab?“, hakte Pupasch nach, „ich zähle aber nur vier Räder, die dran sind, und Lokomotiven haben eigentlich sechs, also haben sie zwei Räder ab.“ „Nein, nicht ganz, denn das fünfte Rad haben sie hinter dem Führerhäuschen versteckt und kein Zugführer weiß, warum“, erklärte der Kollege. „Was glaubst du, was bei uns im Städtchen los ist, seit die Lokomotiven nicht mehr auf sechs Rädern auf ihren Schienen rollen, sondern mit einem Rad ab kreuz und quer durch die Stadt kurven. An jeder Ecke und jeder Kreuzung tutet und scheppert es, daß es nur so kracht.“



„Das ist ja schrecklich“, keuchte jetzt auch Pupasch, „und was machen die Kinder bei all dem Durcheinander?“ „Ach, die Kleinen scheinen das ganze Ausmaß der Katastrophe noch gar nicht zu begreifen, den macht das alles sogar noch Spaß.“ „Selbst bei den ganz Kleinen findet es Anklang. Können kaum sprechen, aber lallen unentwegt in ihrer Babysprache: „Autos tut tut, Autos tut tut.“ „Was soll denn das bedeuten?“, fragte Pupasch, der sich in Babysprache nicht so gut auskannte.

„Ganz einfach“, erklärte der Kollege, der damit schon so seine Erfahrungen gemacht hatte, „ganz einfach“. „Die Kleinen hören eben, wie es andauernd kracht; sehen vielleicht sogar, wie schon wieder zwei Loks mit einem lauten Knall bei voller Fahrt zusammenstoßen.“ „Das muß weh tun, das macht großes Au“, denken sich die Kleinen doch da. Jetzt kannst du es dir wie die Kinder zusammenreimen: Erst ein Stoß, dann ein großes Au – also wird aus dem Stoß ein „tos und zwar ein Au-tos“, eben weil er so weh tut. Mit dem „ST“ muß man wissen, haben sie so ihre Schwierigkeiten, die Kleinen. „Und man weiß ja, wie Eltern so sind, plappern alles nach, was ihnen ihre kleinen Lieblinge an Babykauderwelsch so vorbrabbeln. Seitdem heißen alle wild gewordenen Lokomotiven, die entgleist sind, ein Rad abhaben und sich daneben bewegen, eben kurz und bündig „Autos“, da weiß jeder, was damit gemeint ist.



Und stell dir nur vor, der Mieselpiesel hat wieder etwas erfunden, einen völlig neuen Brennstoff, den er Brennzin nennt. Dieses Brennzin riecht zwar äußerst brenzlig, aber es entsteht kein dicker schwarzer Ruß, wenn es verbrennt, deshalb wollen wir alten Zugführer dieses neumodische Zeugs auch nicht haben und außerdem will keine unserer Loks es schlucken. Bei den jungen Kollegen könnte das aber schon bald ganz anders aussehen.“

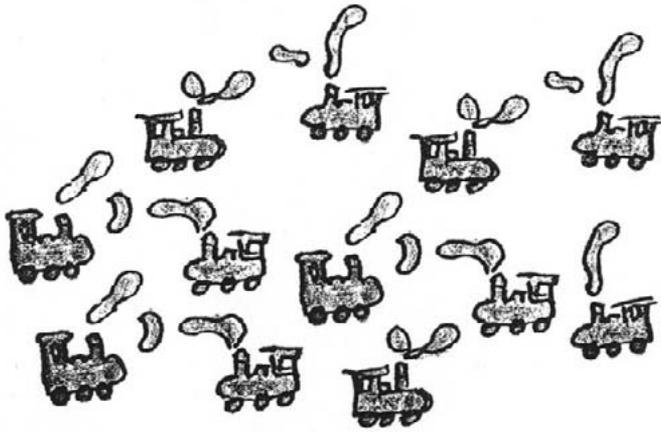
Pupasch hatte verstanden, jetzt wurde es wirklich brenzlich, jetzt kam alles darauf an, möglich bald etwas zu entdecken, was die alte Ordnung wieder herstellte, sonst wäre für ihn und alle anderen alten Zugführer endgültig der Zug abgefahren, wie ein altes Zugführersprichwort sagt. Ist man nämlich als alter Zugführer mit dem alten Zug, der ihm gehört, erst endgültig abgefahren, gehört man zum Alten Eisen – ein schlimmeres Schimpfwort kann man sich als Zugführer gar nicht vorstellen. Alt ist klar, und Eisen deswegen, weil die Züge nun mal aus Eisen sind und sich ihren Weg bahnen – daher auch Eisenbahnen genannt werden.

Man sieht, die Sorgen sind berechtigt. „Wenn nämlich das, was in unserem Städtchen passiert ist, sich ausbreitet, auch andere Städtchen befällt, dann ist es vorbei mit der guten alten Zeit“, sagte sein Kollege bekümmert. Pupasch schluckte betroffen und dachte: „Wo er recht hat, hat er recht, der Kollege Zugführer, auch wenn das alles, wie es scheint, nicht mit rechten Dingen zugehen kann.“ Nun mußte er sich aber beeilen mit dem Entdecken und deshalb schickte er seinen Kollegen wieder nach Hause. Der sollte die Zustände dort mit wachsamen Augen beobachten und ihm jede weitere Verschlimmerung möglichst bald mitteilen.

Das würde er tun, falls er eine Verschlimmerung auch als solch erkennen würde.

Was soll das denn heißen? Das soll heißen, daß Herr Mieselpiesel nicht untätig bleiben würde, denn schon träumte er von etwas ganz Besonderem:

„Wenn das so ist, daß die alten Lokomotiven mein Brennzin nicht schlucken wollen“, sagte sich Herr Mieselpiesel, „dann muß ich eben auch noch die passende Zugmaschine für mein Brennzin erfinden.“ Er brütete und tüftelte daran, bis er es endlich geschafft hatte. Vor ihm stand ein ganz besonderer, völlig neuer Zug, der nichts lieber schluckte als Herrn Mieselpiesels Brennzin. Weil es gerade mitten im Monat März war, als seine Erfindung fertig wurde und weil der stolze Erfinder vor guter Laune nur so strotzte, nannte er seine Lokomotive ganz launig einfach „Märze“. Was sah die schick aus, die Märze, eine richtige



Nobelluxuslokomotive hatte der Mieselpiesel da gebaut. Das hatte ihm wirklich keiner zugetraut. „Diss isse“, sagte er launig, als er sein Prunkstück im Städtchen vorführte.

Die Erfindung schlug ein wie eine Bombe, jeder Zugführer der etwas auf sich hielt, wollte nun auch solch eine Luxusmärze, da spielte es plötzlich keine Rolle mehr, ob die Lok nun dicken schwarzen Rauch spuckte oder Brennzin schluckte. Jeder der es sich leisten konnte, bestellte sich eine Märze bei Herrn Mieselpiesel. Die Zugführer, die nun die neue Lok fuhren, waren begeistert von ihr. „Die Märze, diss isse“, sagten sie ebenso launig wie stolz, wenn sie ihr Prunkstück ihren Nachbarn vorführten, die vor lauter Neid erblaßten und auch eine Märze haben wollten. Fuhr so eine Märze irgend jemanden im Städtchen über den Weg, zum Beispiel irgend so einem Fußgänger, was nach und nach immer öfter der Fall war, blieb dieser vor Bewunderung staunend stehen und schwärmte launig: „Die Märze, diss isse.“ Bald hörte man von jeder Straßenecke, wenn man durchs Städtchen lief nur noch ein bewunderndes launiges „Die Märzedisse“-Gemurmel, und weil „die Märzedisse“ als einzige Lokomotiven nur mit Brennzin fuhren, hing man, um ihre Besonderheit hervorzuheben, nur noch ein Brennz hinten dran. Wie alles Besondere verloren auch die Märzedisse

Brenz, wenn man sie zu häufig sieht, an Interesse. Die Leute im Städtchen hatten sich an ihren Anblick gewöhnt und fanden es ganz normal, daß sie mit Brennzin fuhr. So wurmte es Herrn Mieselpiesel natürlich gewaltig, daß sein Brennziner nichts Besonderes mehr war, sondern nur noch ein Normalbrennziner. Schnell erfand er noch das Superbrennzin hinzu, das machte die vielen Märzedisse wieder zu etwas Besonderem. Viel, viel später erst erkannte man, welche ungeheuren schlimmen Auswirkungen das Lokomotivfahren mit Brennzin sogar auf das tägliche Wettergeschehen hatte und mochte es kaum glauben. Aber man gab sich einen Ruck und sperrte diesen Brennstoff in eine Zelle, damit er keinen Schaden mehr anrichten konnte. Glaubte man jedenfalls. Dort eingesperrt in dieser Brennstoffzelle begann es zu weinen, und weil es inzwischen unzählige solcher Zellen gab, ergoß sich daraus ein Tränenfluß ungeheuren Ausmaßes. Die Tränen verdunsteten in der Sonne und bildeten ebenso ungeheure Regenwolken, die einen ebensolchen, nämlich ungeheuren Regen regneten. Vom ständigen



Plattern des Regens auf das blecherne Dach des Führerhäuschens wurden die Zugführer ganz kirre, aber das war leider nicht das einzige, was sie kirre machte. Es ist vor allem die Tatsache gewesen, daß es den Zügen inzwischen völlig egal war, ob sich das Brenzin nun in der Zelle befand oder nicht. Es hatte nämlich nicht den geringsten Einfluß mehr auf die immer schneller wachsende Zahl wildgewordener entgleister Lokomotiven mit „Rad ab“.

Die bewegten sich weiterhin daneben und zwar derart, das die Zugführer im Städtchen der Lage nicht mehr Herr wurden und sich am Rande der Verzweigung befanden. Voller Sehnsucht blickten sie über den nahegelegenen großen Teich, denn dort auf der anderen Seite, schien die Welt noch in Ordnung. Nicht wie hier kreuz und quer und wild durcheinander, sondern ganz gemächlich fuhren dort die Lokomotiven brav im Kreis umher. „Das ist die Lösung“, befanden die Zugführer wieder froh gelaunt, „wenn schon nicht die alte Ordnung wiederherzustellen ist, dann doch wenigsten eine neue.“ „Wir machen es wie die Kreisler.“ Doch nach der ersten Begeisterung kam prompt die Ernüchterung. „Nur, wie machen es die Kreisler denn, daß sich die Lokomotiven so brav im Kreis bewegten?“, war hier die Frage. Doch kein Problem, einmal über den Teich und nachgeschaut, dann wußte man es auch hier. Es war ganz einfach, um nicht zu sagen kinderleicht. Zwar hatten die Lokomotiven dort wie hier ein Rad ab, genau genommen waren es ja zwei, und sie bewegten sich dort ebenso daneben, doch gab es einen Unterschied. Das eine Rad ab versteckten auch die Kreisler hinter dem Führerhäuschen, aber das andere Rad ab ließen sie nicht nutzlos auf riesigen Halden herumliegen, sondern gebrauchten es als Lenkrad, das sie allerdings fest in der Hand behielten. Darauf muß man erstmal kommen.

So ein Lenkrad fest in der Hand zu halten, das war schon etwas Besonderes, da störte es dann auch nicht weiter, wenn man sich dabei nur im Kreise bewegt. Weil man es nun hier so machte, wie die Kreisler dort, wurde man eben auch ganz schnell, noch ehe man sich versah, zum Kreisler.

Doch was waren das für Kreise, in denen sich die Kreisler hier wie dort bewegten und aus denen es offensichtlich kein Entrinnen gab, solange man das Lenkrad fest in der Hand hielt?

Wo nur gibt es kein Entrinnen? Wo war das nur? Richtig, aus der Hölle gibt es kein Entrinnen. Und wer befindet sich dort in der Hölle? Der Teufel. Also hatte der seine Hände im Spiel. Klar, es handelte sich hierbei ganz eindeutig um sogenannte Teufelskreise und es war nicht zu erwarten, daß auch nur ein einziger Kreisler das Lenkrad aus der Hand gab. Wer sich aber in einem solchen Teufelskreis befand, konnte sich meist nicht alleine daraus befreien, der brauchte Hilfe, Rettung aus der Not. Wie aber sollte eine solche Rettung aussehen, wer sollte solche Hilfe bringen? Wir müssen uns deswegen jetzt keine grauen Haare wachsen lassen, denn zum Glück handelt es sich hierbei nur um den mieselpieseligen Traum eines eingebildeten Erfinders, oder etwa nicht? Nur keine Sorge, der Rettungengel nahte, sah in Wirklichkeit ganz und gar nicht wie eine besondere Hilfe aus und war vor allem eines: von oben bis unten schwarz!

Er trug eine schwarze Uniform, hatte ein schwarzes Gesicht, fuhr eine schwarze Lokomotive und hieß Pupasch.

In der Wirklichkeit mußte man, wollte man aus einem Teufelskreis heraus, ohne dabei das Steuer aus der Hand zu geben, etwas ganz bestimmtes machen; man mußte nämlich eingefahrene Gleise verlassen. Genau das war es, was Pupasch schon seit einiger Zeit tat und so machte er sich, ohne es auch nur zu ahnen, zum Retter aus der Not für in Teufelskreise geratene Kreisler.



Seine 13 setzte sich auch sogleich in Bewegung, nachdem sie von den brenzligen Aussichten gehört hatte. Natürlich mußten sie erst einmal – Ordnung muß sein – ihren Auftrag erledigen, nämlich dorthin fahren, wo der Pfeffer wächst. Weit konnte es ja nicht mehr sein. Wie jeder weiß, wächst der Pfeffer nur an einem einzigen Ort, auf einer be-

stimmten Insel im Meer und zwar an den Hängen eines bestimmten Berges, dem Pfefferberg. Weit, weit abgelegen von allen Städtchen, ragte der Pfefferberg in von Menschen unberührter Natur empor. Und hier am Rande der unberührten Natur endete auch bald die Fahrt der 13, denn die Schienen hörten einfach auf. „Wasser hat keine Balken“, besagt ein Zugführerspruchwort, also ist es auch nicht weiter verwunderlich, wenn das Gleis nicht weiterführte, denn Pupasch und seine Lokomotive standen direkt am Meer. Wo also hätte man die Balken, die die Eisenbahnschienen nun einmal zusammenhalten, denn befestigen sollen?

Wenn man aber die Balken am Wasser nicht befestigen konnte, dann würden sie unweigerlich von den Wellen an Land gespült, wie tatsächlich überall am Strand zu sehen war. „Aha“, dachte Pupasch, „deshalb hat Wasser also keine Balken und somit natürlich auch keine Schienen.“ Kurz und gut, ihm blieb nichts anderes übrig, als sich aus all den vielen an den Strand gespülten Balken ein Boot zu zimmern. Woran aber lag es, daß überhaupt so viele Balken im Meer schwammen, die dann, weil unbefestigt, an Land gespült wurden? Das lag daran, daß es einige äußerst waghalsige Erfinder gab, die es dennoch versucht hatten, die Insel mit dem Festland durch ein Gleis zu verbinden. War die Eisenbahnbrücke noch nicht erfunden oder ist sie gar eingestürzt? Wir wissen es nicht! Für die unberührte Natur war es jedenfalls ein Glück, daß es so ausging.

Oh oh – für unseren Zugführer ist das Bootbauen gar keine so leichte Angelegenheit, denn der war ja ein Zugführer und kein Bootsbauer. Man glaubt gar nicht, wie der Gute ins Schwitzen geraten ist, bei der ungewohnten Arbeit. Keine Pore an seinem Körper, aus der nicht der Schweiß rann. Es rann so sehr, daß der ganze schwarze Pieseldieselaß, der sich mit der Zeit in allen Poren seiner Haut eingestiet hatte, herausgespült wurde. Klar, wer soviel schwitzt, der muß auch viel trinken. Noch nie in seinem Leben hatte Pupasch so viel getrunken wie jetzt, als er sich ein Boot baute. Schon neigte sich sein Trinkwasservorrat dem Ende zu und das Boot war noch immer nicht fertig. Doch das war

auch gut so, daß das Boot noch nicht fertig war, denn was glaubt ihr, wie viel schwarzen Pieseldieselruß so ein Zugführer während der Fahrt mit seiner Lokomotive so einatmet? Na, genug jedenfalls, um sein hellrotes Blut wenigstens dunkelrot zu färben, wenn nicht gar schwarz. Je mehr und je länger Pupasch also viel trinken mußte, desto mehr von dem schwarzen Zeug konnte mit dem Schweiß aus seinem Blut herausgespült werden. Und siehe da, als das Boot endlich fertig war, stand da ein völlig neuer Pupasch. Nicht wiederzuerkennen war der. Wenn die 13 ihm nicht die ganze Zeit bei der Arbeit zugesehen hätte und sich sicher sein konnte, daß es ihr Pupasch war, sie hätte ihn niemals für einen Zugführer gehalten, dann schon eher für einen Kapitän, so helle und sauber war er.



Kapitän Pupasch wußte gar nicht, welches Glück er hatte, sich schon hier an der Küste von allem Pieseldiesel gereinigt zu haben. Niemals hätte die unberührte Natur um den Pfefferberg es zugelassen, daß ein verdreckter, schwarzer Pupasch sie betritt. Wäre der also schwarz wie er gewesen war in irgendeinem Boot aufs Meer hinausgeschippert, na dann auweia. Die unberührte Natur hätte ihm immer mehr Wind und Wellen geschickt, so daß er zuerst ordentlich ins Schwitzen geraten und dann baden gegangen wäre.

Das aber sollte ihm nun erspart bleiben und so trieb ihn eine sanfte Meeresströmung direkt auf die Insel mit dem Pfefferberg zu. Von oben betrachtet sah die Insel aus wie eine lange spitze Hexennase mit einem dicken Pickel darauf. Von Pupasch aus gesehen, erschien einem die Insel als eine riesig große, langgestreckte Pepperoni, auf der eine Chillischote steht.

Es heißt, daß die Hexe Pepperoni mit dem Zauberer Zabasko, der über dieser Stelle im Meer ein Luftschloß bewohnte, sich vermählen wollte. Doch war sie nicht die einzige Verehrerin des Zauberers. Die entzückende Prinzessin Chilli hatte es nämlich auch auf ihn abgesehen.

Nun verhielt es sich aber so, daß der Zauberer glaubte, er wäre der allerschärfste Zauberer unter der Sonne und natürlich durfte der Allerschärfste nur die schärfste Braut die Seine nennen. Auf einen Zweikampf der beiden, der damit unausweichlich schien, wollte der Zauberer jedoch in galanter Weise verzichten. Das hatte einen guten Grund. Beide, sowohl die Hexe als auch die Prinzessin, fand er, wären so scharf, daß bei einem Zweikampf auch die Siegerin nicht ungeschoren geblieben wäre. Das wollte er sich dann doch nicht antun. Stattdessen schlug er einen unblutigen Wettstreit vor. Tief unter seinem Luftschloß lag ein Meeresspieglein auf dem Grunde – ein Zauberspieglein – und den könne man befragen, wer denn die wirklich Schärfste sei. Der Spiegel, so warnte der Zauberer, spräche die reine Wahrheit, welche manchmal grausam sein könne, so grausam, daß man sofort zu Stein erstarre, oder sogar noch sein Gesicht verliere, würde man sie gesagt bekommen. Aber die Warnung blieb unbeachtet. Die beiden, Hexe wie Prinzessin, schauten also gemeinsam in den Spiegel und fragten wie aus einem Munde:

*Spieglein, Spieglein auf dem Grunde
wer ist die Schärfste von uns beiden,
wer darf lieben, wer muß leiden,*

so gib uns die Kunde aus deinem Munde.

Das Spieglein antwortete prompt:

*Keine ist es von euch beiden,
nicht die eine, weil sie unberührt,
und die andere, weil' s ihr nicht gebührt.
So sollt ihr beide leiden.
Denn will man einen Zauberer haben,
dann muß man ihn und nicht den Spiegel fragen.*

Das war zuviel für die eiteln Damen. Die noch unberührte Hexe Pepperoni verlor ihr Gesicht, wobei die Nase allerdings ausgespart blieb. Die war wohl zu spitz und zu lang aus dem Gesicht der Hexe hervorgetreten, daß sie weit über den Spiegelrand hinausragte und sie der Zauber somit nicht treffen konnte. Somit fiel die lange, spitze Nase samt der gesichtslosen Hexe Pepperoni zu Stein erstarrt ins Meer hinab. Nun war das Meer unter dem Luftschloß des Zauberers zufälligerweise genau so tief, daß ihre lange, spitze Nase nicht untergehen konnte, sondern als Insel über den Meeresspiegel herausragte.

Prinzessin Cilli brauchte etwas länger, um zu begreifen, was der Spiegel gesagt hatte, dann erstarrte auch sie zu Stein und fiel der Hexe direkt drauf auf die Nase.

So soll also vor langer Zeit die unberührte Insel mit dem Pfefferberg darauf entstanden sein – sagt man. Was man nicht sagt, weil es niemand wußte, war, daß die beiden Heiratswilligen so überzeugt von sich waren, den Zauberer zum Mann zu bekommen, daß sie ihre Mitgift schon gleich mitgebracht hatten. Jede hielt ihre Gabe in einer wunderschönen Truhe verschlossen und diese beiden Truhen befanden sich seit jener Zeit auch auf der Insel. Der Zauberer hatte sie nach seinem Reinfall mit den beiden Frauen kurzerhand ins Meer hinabgeworfen, wo sie als Strandgut zur Insel angeschwemmt wurden und noch immer liegen.



Ob Pupasch die beiden Truhen entdeckt, wenn er mit seinem Boot dort am Strand anlegt? Jetzt steigt er aus dem Boot aus, betritt die Insel und schaut sich erst einmal um. Ja, was macht er denn jetzt, warum holt er denn das leere Trinkwasserfaß vom Boot und geht damit direkt zum Pfefferberg? Hat er denn die Schatztruhen nicht gesehen? Wenn man nicht ganz blind ist, dann muß man doch geradezu darüber stolpern, besagt eine alte Entdeckerredewendung, was soviel heißt, daß jemand den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, wie die Förster so sagen.

Und Pupasch, was ist mit dem, warum stolpert der nicht darüber, ist der denn etwa ganz blind? Ja, in gewisser Weise schon, im Moment hat er jedenfalls nur Augen für den Pfefferberg. Dort geht er jetzt hinauf, sammelt so viel Pfeffer – aah, sogar grünen Pfeffer wie man sieht – wie in sein Faß hineinpaßt und will nach getaner Arbeit wieder zurück zum Strand gehen. So ein volles Faß ist schwerer als ein leeres, das merkt er schon bald. Gleich trägt er es auf der anderen Schulter, dann auf dem Rücken. Sogar auf dem Kopf trägt er es und schließlich vor der Brust. Jetzt ist er schon beim Strand, weit hat er es nicht mehr bis zu seinem Boot. Aber Pupasch, wo läufst du denn hin? Dein Boot liegt doch in der anderen Richtung. Nichts zu machen, Pupasch marschiert geradewegs, weil ihm das Faß vor der Brust den Blick versperrt, in die falsche Richtung. Doch halt, so falsch ist die gar nicht, noch drei Schritte und ... und ... – und Pupasch stolpert über die Schatztruhen. Na endlich, endlich hat er sie entdeckt. Nun noch ins Boot damit und los. Denkste. Jetzt schüttet der doch das ganze Faß grünen Pfeffer in das Boot und marschiert mit dem nun leeren Faß noch einmal los. Was will denn der Pupasch mit noch mehr Pfeffer? Na, er wird schon wissen was er tut. Gut ist jedenfalls, daß der ganze frische Pfeffer jetzt in der prallen Sonne liegt, so kann er schnell trocknen und bleibt lange haltbar – im Faß wäre er vielleicht verschimmelt.

Mal schauen, ob Pupasch schon wieder oben auf dem Berg angelangt ist und neuen Pfeffer sammelt? Nein, er ist erst auf halber Höhe und ... und verschwindet in einer Höhle. Ach so, na klar, deshalb hat er das Faß geleert und ist noch einmal zurückgekehrt. Bestimmt ist er bei seinem ersten Abstieg an der Höhle vorbeigegangen und hat es darin plätschern gehört. Da hat er wohl gedacht, wenn es in der Höhle plätschert, dann ist darin mit Sicherheit eine Quelle, aus der sich sein Trinkwasservorrat wieder auffüllen läßt. Gut gedacht Pupasch, aber gleich wirst du merken, daß du dich da etwas verhört hast.

„Tatsächlich“, staunt Pupasch, als er der Quelle näher kommt, „da hab ich mich wohl verhört.“ Je weiter er nämlich in die Höhle hinein geht, desto mehr verwandelt sich das Plätschern in ein lustiges Kichern.

Ja Pupasch, so kann es einem gehen, aus dieser Quelle sprudelt kein erfrischend klares Trinkwasser, sondern nur ganz gewöhnliches lustiges Kicherwasser.

Nun könnte man, wenn man gar kein anderes Wasser findet, natürlich auch Kicherwasser trinken, bloß ist man nach dessen Genuß ständig am Kichern. Mit dem Erfolg, daß einem das ständige Herumkichern eine trockene Kehle macht, so daß man Lust verspürt noch mehr zu trinken. Keine Angst, man kann dabei weder verdursten, noch ertrinken und wenn man des Kicherns müde wird, dann schläft man ganz leicht ein. Anzuraten wäre dann, vor dem Einschlafen schnell noch etwas Schwerverdauliches zu essen, etwas, das einem ganz schwer im Magen liegt, zur Sicherheit nur, damit man während des leichten Schlafes nicht etwa abhebt, in seinen Träumen davonfliegt und dann nicht weiß, wo man beim Aufwachen gelandet ist.

Also, Kicherwasser ist nur mit schwerer Kost zu genießen. Hast du gehört Pupasch?

Natürlich nicht, wie soll er auch bei dem Gekichere. Halt an Pupasch, was willst du denn mit einem ganzen Faß voll Kicherwasser? Das ist doch viel zu viel, ein Fläschchen voll hätte doch gereicht.

Na, das Problem wird sich gleich von selbst lösen, denn immer wieder schwappt ihm beim Tragen etwas aus dem Faß heraus und macht ihn dabei naß. Egal ob man Kicherwasser nun trinkt oder bloß damit in Berührung kommt, Kichern muß man in jedem Fall. Bis Pupasch also das Faß vom Berg herabgetragen hat, wird er vor lauter Kichern soviel daraus verschüttet haben, daß sich von dem darin verbliebenen Rest bestimmt nur noch ein kleines Fläschchen füllen läßt.

Stimmt, und genug gekichert hatte er außerdem, weshalb er sofort ganz leicht einschlief. Zwar lag Pupasch kein schweres Essen im Magen, aber er war, Berg rauf, Berg runter, schwer geschafft von der Arbeit. Schwere Arbeit geht zur Not auch, um bei Kicherwassergenuß seine Bodenständigkeit nicht zu verlieren.

Es heißt, daß die sprudelnde Quelle in der Höhle im Pfefferberg auf der Insel Pepperoni nichts anderes sei, als die ständig fließenden Tränen der beiden versteinert ins Meer gestürzten Frauen, die, ihr Schicksal zu beklagen, nur auf diese Weise in der Lage waren. Sie mußten nämlich von ihrem Platz im Meer dem Zauberer Zabasko täglich dabei zusehen, wie er sich lustig machte über sie, sie verspottete und verhöhnte in seinem Luftschloß hoch über ihnen. So verging lange Zeit kein einziger Tag, an dem er nicht früh morgens schon spottete, um die Mittagszeit sie verhöhnte und schließlich gegen abend sich über die beiden lustig machte. Irgendwann jedoch verlor der Zauberer daran die Freude, es langweilte ihn zunehmend, bis es ihn geradezu anödete. Nicht die geringste Beachtung schenkte er der Insel mit dem Pfefferberg mehr; er vergaß sie schließlich einfach. Das ließ die Quelle in der Höhle, die Tränen der beiden Vergessenen, nur umso mehr fließen, denn jeder Spott, jeder Hohn, ist immer noch mehr wert, als vergessen zu werden.

So jedenfalls fühlen Hexen und Prinzessinnen, die sich für die Schärfsten halten. Dies war der erste Teil der Erklärung, wie es dazu kam, daß aus den Tränen der Trauer das Kicherwasser wurde.



„Das Schärfste wäre es ja, wenn ich endlich doch mal eine Frau fände, so eine richtig scharfe meine ich“, frohlockte der Zauberer, „denn die sich bis jetzt alle für scharf hielten, die konnte man ja getrost vergessen.“

Plötzlich riß ihn ein lautes Schreien aus seinen Gedanken. „Hilfe, Hilfe, ist denn hier niemand? Zu Hilfe, helft, helft, ist denn hier keiner der mich hört? Zu Hilfe, zu Hilfe.“ „Wer bist du, daß du mich mit solch entsetzlichem Geschrei in meinen Gedanken störst?“, fuhr Zabasko das arme hilflose Geschöpf mit scharfen Tonfall an. „Ich bin doch die Schalotte, und ich fuhr auf einem großen Handelsschiff über das weite Meer. Da geriet das Schiff in einen schweren Sturm und ich arme fiel

über Bord. Nun bin ich hier. Könnt ihr mir nicht helfen, guter Mann?“ „Die ist ja scharf, nennt mich einen guten Mann und will, daß ich ihr helfe“, dachte sich der Zauberer und sagte: „Darüber läßt sich reden, ich habe mir soeben als du kamst Gedanken gemacht, daß es an der Zeit wäre für mich, sich zu vermählen. Du machst mir ganz den Eindruck, als seiest du scharf darauf, mich kennenzulernen. Du glaubst doch nicht wirklich, ich nehme dir deine Geschichte ab? Echt scharf, was sich manche Frauen so alles einfallen lassen, um mich kennenzulernen.“ „Aber nein, so glaub mir doch, so ist es nicht, ich sage die Wahrheit, ach rette mich doch aus dem Meer“, bat das arme Geschöpf den Zauberer. „Was mich betrifft, bin ich zu jung zum Heiraten, aber meine große Schwester, die ist noch immer alleine und hätte so gerne einen Mann.“ „Ich bin aber kein Meerrettich, für wen hältst du mich denn, rette dich doch selber, aber warum hat sie noch keinen Mann gefunden, ist sie etwa häßlich?“, wollte Zabasko zum einen tief beleidigt, zum anderen höchst neugierig, wissen. „Oh nein, häßlich ist sie nicht, ganz und gar nicht, nur ist sie so scharf, daß sich keiner an sie herantraut.“

„Hört, hört“, spitzte Zabasko die Ohren. „Nun könnte ich dich, weil ich ein Zauberer bin, auch nach Hause zaubern. Sag dann deiner großen Schwester, daß sie mich besuchen soll, sonst zaubere ich dich an Bord eines Schiffes und dem schicke ich solch einen Sturm, daß du noch einmal ins Wasser fällst und zwar dort, wo auch kein Meerrettich dich retten kann. Ist deine Schwester einverstanden und ist sie auch schon bei mir, dann du bist gerettet. Haben wir uns verstanden?“ Die arme Schalotte stimmte zu und schon im gleichen Augenblick stand sie zuhause neben ihrer großen Schwester. War das eine Freude und als sie der erzählte, wie es ihr erging beim Zauberer, da wurde die Freude noch größer. Keinen Augenblick zögerte die große Schwester, die Schalotte aus ihrer mißlichen Lage zu befreien und schon stand sie im Luftschloß des Zauberers.

„So sieht also die große Schwester der kleinen Schalotte aus“, musterte sie Zabasko von oben bis unten. „Du machst mir allerdings keinen

besonders scharfen Eindruck, da hab ich aber etwas ganz anderes im Sinn gehabt“, sagte er.

„Warte nur bis du mich richtig kennenlernst, dann tränen dir schon die Augen, so scharf bin ich“, erwiderte die Zwiebel selbstbewußt, und meinte herausfordernd: „So wie du redest, hältst du dich doch bestimmt für den Allerschärfsten, stimmt’s?“ „Damit liegst du haarscharf richtig“, bestätigte Zabasko. „Nun, wenn das so ist, warum gibst du dich dann bloß mit nur einer Frau zufrieden. Die hat doch jeder verheiratete Mann. Ich will aber nur den wirklich Allerschärfsten haben“, sagte die Zwiebel, „und der hat wenigstens zwei Frauen in seinem Schloß, wenn nicht gar drei oder vier.“

„Oh, du scheinst mir ja wirklich schärfer zu sein, als ich gedacht habe, vielleicht sollten wir es doch miteinander versuchen. Kennst du denn eine, die ebenso scharf ist wie du?“, fragte Zabasko hinterlistig, denn er wollte ja nur die Allerschärfste zur Frau nehmen. Die Zwiebel verneinte. „Aber meine Freundin, die Pfefferminze, die wäre trotzdem die Richtige dafür, denn obwohl wir völlig verschieden sind, ist sie mir doch ebenbürtig und sie steht mir in nichts nach. Soll ich sie holen?“, fragte die Zwiebel mit Unschuldsmiene.

„Pfefferminze, Pfefferminze, noch nie gehört“, dachte der Zauberer, „klingt aber irgendwie scharf.“ „Und wie die Zwiebel hier die Unschuld vom Lande spielt, echt scharf, wirklich“, dachte er weiter. Schon zwei Augenblicke später standen beide Frauen vor Zabasko, der sogleich seinen beliebten Wettstreit mit dem Spieglein vorschlug. Das habe wenig Sinn, erklärte Pfefferminze scharfsinnig, „denn wir sind Freundinnen“. „Jede von uns ist auf ihre eigene Art und Weise die Schärfste. Wir sind so unvergleichlich scharf, daß jeder Versuch uns zu vergleichen scheitern muß.“ „Es sei denn“, überlegte sie. „Es sei was? Rede schon“, fiel ihr der Zauberer etwas gereizt ins Wort. „Es sei denn, du würdest es selbst versuchen uns zu vergleichen.“ Zabasko blickte sie scharf an, dann sagte er: „Denkt mal beide scharf nach, weshalb ihr hier seid. Ich bin der Allerschärfste, der zwei Frauen hat – so, damit ihr es wißt. Die Zwiebel teilt das Bett mit mir, und die Pfefferminze schicke ich

in die Küche zum Teekochen. So geht das hier, damit das klar ist, und jetzt kann mir eine jede von euch, die Zwiebel zuerst im Schlafgemach und dann die andere in der Küche zeigen, wie scharf sie wirklich ist. Dann sag ich es euch, wen ich am schärfsten finde. Alles verstanden?“ „Ja“, sagten die zwei, „wenn du uns etwas versprichst. Falls du dich nicht zwischen uns entscheiden kannst, bleiben wir beide hier.“ „Darauf sollt ihr mein Zauberehrenwort haben“, besiegelt der Zauberer die Abmachung, denn er war sich seiner Sache sehr sicher. Sonst hätte er niemals sein Zauberehrenwort gegeben. Dazu muß man wissen, was so ein Zauberehrenwort bedeutet. Falls er nämlich nicht Wort hält, würde sein ganzer Zauber über ihm zusammenbrechen und er könnte nie wieder zaubern.

Zabasko schickte also die Zwiebel in sein Schlafgemach – sie sollte schon mal das Bett vorwärmen –, dann führte er Pfefferminze zur Küche. Die sollte schon einmal das Teewasser aufsetzen und den Tee aufbrühen, es würde nicht lange dauern mit der Zwiebel, dann käme er gleich zu ihr in die Küche, sie auf die Probe zu stellen.“

Als der Zauberer sein Schlafgemach betrat, lag die Zwiebel schon im Bett unter der Decke und wärmte es, wie ihr geheißsen war, vor. Der Zauberer verschloß die Tür und legte den Schlüssel beiseite. Mit einem Ruck riß er der Zwiebel die Bettdecke weg und wollte sich neben sie legen, da hielt er, als er sie so aufgedeckt liegen sah, inne und mußte staunen. „Was soll denn das? Wieso hast du denn noch deinen Mantel an? Du willst mich wohl besonders scharf machen, was? Los, zieh den Fummel endlich aus!“, befahl er, „aber ein bißchen plötzlich!“ Die Zwiebel zögerte: „Also, ich weiß nicht, ob das so gut wäre.“ „Keine Widerrede“, fiel er ihr ins Wort, „den Mantel ausziehen, habe ich gesagt.“ Die Zwiebel gehorchte. Unter ihrem Mantel kam nun ein weiterer etwas dünnerer Mantel zum Vorschein. Auch diesen mußte sie ausziehen. Darunter trug sie einen noch dünneren und dann ein Nachthemd. „Puh, ist die vielleicht scharf“, mußte Zabasko sich eingestehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn jetzt half er ihr beim Ausziehen. So etwas Scharfes hatte er wahrhaftig noch nie

erlebt. Er konnte ihr noch so sehr beim Ausziehen helfen, sie hatte immer noch ein etwas dünneres Kleidungsstück darunter. Jetzt war es gleich soweit, jetzt fand er sie so scharf, daß ihm die Augen tränten. „Siehst du“, sagte die Zwiebel, „wie ich es dir versprochen habe. Soll ich mich weiter ausziehen?“, fragte sie ihn. „Nein, nein, laß ruhig, wir wollen es ja nicht gleich in der ersten Nacht übertreiben“, redete er sich heraus, ich habe Durst und muß jetzt in die Küche.“ „Versprichst du mir erst, daß ich bei dir hier auf deinem Schloß bleiben und weiterhin das Bett mit dir teilen darf?“, drängte die Zwiebel den Zauberer. „Wie komme ich denn dazu?“, empörte sich der und mußte sich die Augen reiben. Nun begannen die Augen aber durch das Reiben noch stärker zu tränen, weshalb er nicht mehr erkennen konnte, wo der Türschlüssel lag. Den allerdings hatte sich inzwischen die Zwiebel gegriffen und begann nun, sich weiter auszuziehen. War das ein Anblick, dem Zauberer brannten förmlich die Augen, so scharf war die Zwiebel anzusehen. Zabasko hielt es nicht länger aus und er versprach der Zwiebel mit seinem Zauberehrenwort was sie wollte, wenn sie ihm nur endlich die Tür aufschließe, damit er in die Küche gehen könne, um ihre Freundin Pfefferminze auf die Probe zu stellen.

Die wartete schon auf ihn, legte eine ihrer kühlenden Hände auf seine Stirn, die andere in seinen Nacken. „Aah, das tut gut, echt scharf die kühlende Frische“, fand der Zauberer. Je länger ihn aber ihre Hände berührten, desto schärfer fand er ihre kühle Frische, bis die schließlich so scharf wurde, daß es ihn in den Augen und im Nacken brannte. Es brannte zwar ganz und gar anders als bei der Zwiebel, dennoch traten ihm die Tränen in die Augen. Da ließ sie ihre Hände von ihm ab. „Du bist ja wirklich echt scharf, wirklich du, echt scharf“, sagte er bewundernd. „Schon“, erwiderte die Pfefferminze, „aber meine eigentliche Schärfe ist ganz anderer Art.“ „Und? Welcher Art ist sie denn?“, fragte der Zauberer neugierig. „Wenn du mir versprichst, daß ich bei dir auf dem Schloß bleiben darf, um dir täglich deinen Tee zu kochen, dann zeige ich sie dir.“ „So haben wir aber nicht gewettet“, entgegnete ihr der Zauberer scharf, „du mußt sie mir schon zeigen, sonst kann

ich mir kein Urteil bilden, wen ich schärfer finde von euch beiden.“ Pfefferminze gab nach, doch dann gab sie vor, überaus scharfsinnig zu sein. Der Zauberer wirkte sehr gereizt, mit Scharfsinn kannte er sich nicht recht aus. „Und“, sagte er, und und und und, dann zeige mir doch mal, wie scharf dein Scharfsinn ist“ und warf ihr die fünf „und“ nacheinander vor die Füße. „Mach mir daraus einen sinnvollen Satz, dann verspreche ich dir was du willst, mein Zauberehrenwort darauf“, versprach er. Für schlicht unmöglich hielt er es nämlich, einen sinnvollen Satz zu bilden, in dem die fünf „und“ hintereinander stehen.

„Einen sinnvollen Satz, in dem fünf „und“ hintereinander stehen“, überlegte Pfefferminze kurz. „Na klar“, sagte sie, „das haben wir doch gleich“ und erzählte: „Meine Eltern hatten, als sie noch lebten, einen kleinen Kräuterladen. Jedes Jahr im Frühling wurde das Schaufenster anders gestaltet und in einem jeden Jahr sollte auch ein neues Schild darin aufgehängt werden. „Kräuter und Gewürze“ sollte diesmal darauf geschrieben stehen. So gaben sie ein solches Schild bei einem Schildermaler in Auftrag. Als der nun mit dem fertig gemalten Schild daherkam, und es im Schaufenster aufhängte, betrachteten wir es von draußen. „Na“, sagte mein Vater zu mir, „wie gefällt dir das Schild?“

